m

P. O. germ
1649

~~Cf. [illegible] deutsch~~
~~p. 696.~~

Bo

<36628357130016 S

<36628357130016

Bayer. Staatsbibliothek



Schnorr v. K. del. Rosmaesler sc.

Tod und Zukunft.

In einer

Anthologie

von

Ausſprüchen

älterer und neuerer Dichter
und Philoſophen.

Herausgegeben
von

Johann Hugo Wyttenbach,

Bibliothekar zu Trier, und Director der daſigen
Secundärſchule.

Sieh, es iſt Weisheit ja, der Todten gedenken und ſeines Todes auch; denn es weiſs kein Menſch die Stunde des Abſchieds,
Und kein Einziger bleibt zurück im Gefilde des Lebens.

Voss.

Leipzig,
in der Hempelſchen Buchhandlung.
1806.

Inter cuncta leges, et percontabere doctos,
Qua ratione queas traducere leniter aevum;
Ne te ſemper inops agitet vexetque cupido,
Ne pavor, et rerum mediocriter utilium ſpes.

Horat. Epiſt. I. 18.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meinen

nahen und fernen Freunden

gewidmet.

Die bedeutenden Worte der *Perſius:*

Quem te Deus eſſe

Juſſit, et humaná quá parte locatus es

in re?

Disce —

finden gewiſſer Maſsen ihren ſchönſten Kommentar in Unterſuchungen *über Tod und Zukunft.* Auf dieſen vorzüglich beruhten auch von jeher die religiös-philoſophiſchen Myſterien der denkenden Welt.

Männer aus sehr verschiedenartigen Völkern und Religionen treten in diesem Werke, das ich Euerm reinen Sinne widme, auf, und legen ihr Bekenntniss über das wichtige „*Seyn oder Nichtseyn*" vor Euern Augen ab.

Die tröstenden Aussprüche dieser Edeln werden Euch interessant seyn, Euch, als biedern Wahrheitsfreunden, die jedes Blümchen der Wahrheit, es sey gewachsen, wo es wolle, mit Begierde ergreifen und mit Achtung lieben.

Gedenket in Freundschaft

des Herausgebers.

Alphabetisches

Verzeichniss

der Dichter und Philosophen,

deren Aussprüche

in dieser Anthologie

enthalten sind.

A

Abbt	Seite 312.
Abil-Ola	— 145.
Addison	— 172.
Aeschines	S. 71. 73.
Aeschylos	S. 7. 25. 33. 37.
Aesopos	S. 34.
Agathias	— 18.

Anaxagoras Seite 48.
Antiphanes S. 29. 75.
Antoninus, *Marc. Aurel.* . . S. 127. 137.
Archilochos S. 46.
Aristoteles — 67.
Arkesilas — 55.

B

Baco vun Verulam . . . S. 178.
Baggesen — 236.
Balde . . S. 154. 156. 159. 169. 184.
Boethius S. 140.
Bonstetten — 233.
Bouterwek — 279.
Bürger — 254.
Buffon — 187.

C

Cicero S. 80. 84. 103. 124. 128. 130. 134. 136.
Claudius S. 327.
Conz Seite 209. 322.
Cydonius S. 141.

D

Demetrius Seite 128.

Demosthenes . . . — 77.

Diphilos — 37.

E

Eliezer Ben Jacob . . . S. 147.

Engel S. 212. 251.

Epictetus . . S. 80. 101. 107. 128.

Epicuros S. 53.

Erasmus von Rotterdam . . — 152.

Euphronos — 75.

Euripides S. 12. 13. 22. 27. 28. 30. 34. 38. 44. 54.

F

Falk . . . S. 282. 322. 355.

Fichte . . S. 275. 299. 330. 332.

Frank S. 243.

Franklin — 189.

Friedrich II. von Preussen . . . — 286.

G

Garve S. 203. 239.

Gibbon S. 175.

Gleim Seite 282.

Goethe . . . S. 201. 212. 235.

Gray S. 162.

H

Haller S. 241.

Heinrich von Preussen . . . — 286.

Herder S. 197. 202. 205. 219. 292. 303. 308. 319. 327. 329.

Herodotos S. 22.

Heydenreich — 284.

Hierocles — 142.

Hippel . . S. 211. 213. 237. 267.

Hölderlin . . . S. 274. 348.

Homeros — 7. 27. 31.

Horatius . . . S. 109. 120. 123.

Hufeland S. 245.

I

Ith S. 233.

Jedaja Badraschi Hapnini . . . — 147.

Jenisch — 267.

Julianus . . . Seite 133. 137.
Julius Caesar S. 111.

K

Kallimachos S. 41.
Kant . S. 232. 240. 278. 287. 305. 313.
Klopstock . . . S. 262. 322.
Kosegarten . . S. 210. 229. 266. 320. 331.

L

Leibnitz S. 180.
Leonidas S. 29. 35. 38.
Lessing . . S. 195. 204. 239. 289.
Lichtenberg S. 262.
Lucanus — 131.
Lucretius . . S. 79. 81. 104. 120.
Lukianos von Samosata . S. 100. 127. 137.
Lysias S. 57.

M

Mahlmann S. 301.
Mahomet S. 145. 149.

Manilius Seite 130.
Manso — 324.
Martialis — 135.
Matthisson . S. 221. 227. 231. 358. 362.
Meiners S. 194.
Meleager — 18.
Menander S. 52. 55.
Mendelsson S. 311.
Mimnermos — 25.
Montaigne S. 175. 181.
Moritz S. 199.
Moschion — 75.

N

Neubeck S. 279.
Norona — 192.

O

Ossian . . . S. 139. 143. 146. 147.
Ovidius S. 113.

P

Palladas Seite 27. 37.
Pascal S. 179.
Pestalozzi — 328.
Petrarca S. 149. 155.
Pfeffel S. 367.
Phanokles — 26.
Philemon S. 53. 76.
Philetas S. 36.
Phocylides — 28.
Pindaros — 44.
Platon . . S. 48. 60. 68. 69. 72.
Plinius, der Aeltere . . S. 134. 135.
Plutarchos S. 63. 77. 91.
Pope S. 168.
Propertius . . . S. 110. 114. 122.
Publius Syrus . . . S. 123.

R

Rechlin S. 195.
Reinhold — 317.

Richter, Jean Paul Fr. Seite 215. 218. 226. 256. 269. 327. 332. 351.

Rousseau S. 186.

S

Sadi S. 146.

Salis . . . S. 217. 223. 300. 359.

Sarbievius S. 157.

Schelling — 343.

Schiller S. 200. 233. 261. 274. 282. 290. 321. 360.

Seneca . . S. 124. 127. 132. 135.

Shakspeare . . . S. 160. 173.

Simonides — 31. 41.

Socrates S. 48.

Sophokles S. 9. 14. 16. 19. 23. 35. 36. 37. 38. 39. 41. 57. 58. 76.

Sotades S. 38.

von Stolberg, Fr. L. . . . — 218.

T

Tacitus S. 118. 124.

Tasso — 151. 153.

Theognis Seite 33.

Thomson — 161.

Thukidides — 56.

Tibullus — 111.

Tiedge . S. 232. 257. 265. 296. 310.

V

Verfasser der Antigone . . S. 299.

— — der Descript. des princip. pier. grav. du Cab. d. duc *d'Orloff* . — 193.

— — von Dya-Na-Sore . . — 356.

— — — Ezour-Vedam . . — 2.

— — des Hiob . . . — 2.

— — von Koheleths Lehren . — 5.

— — — Oupnekhat . . — 1.

— — des Psalms 49 . . . — 4.

Virgilius . . . S. 111. 122.

Voss S. 228.

Volney — 190.

W

Weikard Seite 252.

Wieland S. 315. 319. 365.

X

Xenophon . . . S. 61. 68.

Z

Zimmermann . . . S. 242.

Tod und Zukunft.

Der Leib ſtirbt, die Seele ſtirbt nicht; ſie hängt vom Leibe nicht ab — dieſer iſt nur die Wohnung der Seele. So bald ſich die Seele mit dem Leibe verbindet, wird ſie dem Vergnügen und dem Schmerze unterworfen; iſt ſie aber von ihm getrennt, ſo hat ſie weder Vergnügen noch Schmerz.

Aus dem Indiſchen Buche *Oupnekhat* (e perſico idiomate in lat. converſ. ſtudio *Anquetil du Perron*. Argent. et Pariſ. T. I. p. 93. ſq. 1801. 4.)

Nur derjenige, welcher den Schöpfer kennt, nur der wahre Weiſe, kehrt ſterbend zur Weltſeele zurück, von der er ausgegangen war.

* * *

Aus dem Indischen Buche *Ezour-Vedam*. (überſ. v. *I. Ith* unter dem Tit. die Sittenlehre der Braminen. Bern und Leipz. 1794. 8. S. 149 f.)

Wie kurz iſt dieſes Leben, und wie unglücklich derjenige, der daſſelbe nicht zur Uebung der Tugend anlegt, der Tugend, die doch das einzige wahre Gut ausmacht, in deſſen Genuſſe uns wirklich wohl iſt! Daſs der Tod gewiſs iſt, zweifelt Niemand; nur den Augenblick wiſſen wir nicht, in welchem wir ſterben ſollen. Nur ſo viel iſt unwiderſprechlich wahr, daſs er uns treffen wird, wir mögen tugendhaft oder laſterhaft ſeyn. Stelle hierüber deine Betrachtungen an, und überlege, auf welche Seite du dich mit deinen Entſchlieſsungen lenken wolleſt.

* * *

Der Verf. des Buches *Hiob*. (Kap. 14. und 3. nach *Herders's* Ueberſ. im I. Th. vom Geiſt der Ebr. Poeſ. S. 215 u. 236. Leipz. 1787. 8.)

Der Menſch vom Weibe geboren,
Iſt kurzer Lebenszeit,
Und reich an Müh.
Wie eine Blume geht er auf und welket,
Er fliehet wie ein Schatten,
Und bleibet nicht. — —
Der Baum hat Hoffnung, wenn er abgehauen wird:

Er grünet wieder auf,
Und ſeine Sproſſen kommen wieder.
Wenn auch die Wurzel in der Erd' ihm altert,
Wenn in dem Staube gleich ſein Stamm erſtirbt;
Vom Duft des Waſſers wird er wieder keimen,
Und Zweige ſproſſen, als wär' er neu gepflanzt,
Der Menſch erſtirbt und lieget kraftlos da:
Er wird hinweggethan; wo iſt er nun?
Die Waſſer ſchwinden aus dem Meer:
Der Strom verſieget und iſt dürres Land;
Noch lieget er und ſtand nicht wieder auf! —
Die Himmel altern; er erwacht nicht wieder!
Ihn wecket Keiner mehr aus ſeinem Schlaf! —
Warum ſtarb ich nicht im Mutterſchooſs?

Warum zur Welt gekommen entſchlief
ich nicht? —
So läg' ich nun und raſtete,
Ich ſchlief und hätte Ruh.
Da hören die Boshaften auf zu drängen,
Da ruhen die Ermüdeten.
Da ſingen die Gefangenen Freyheitslieder;
Sie hören nicht des Treibers Stimme mehr.
Der Kleine und der Groſse ſind da
gleich:
Der Knecht iſt frey von ſeinem Herrn. —

* * *

Der Dichter des Pſalmes XLIX. (a. d. Ebr. überſ. v. *J. E. C. Schmidt* in ſ. Ueberſetzung v. *Koheleth's* Lehren etc.)

Was ſollt' ich mich im Unglück
fürchten?
Wenn bosheitsvoll die Feinde mich um-
ringen! —
Sie, die auf ihren Reichthum trau'n,
Und ſtolz auf ihre Schätze ſind!
Kann doch kein Sterblicher den Freund
einſt löſen, —
Der Gottheit ihn entkaufen,
Daſs er nun ewig leben dürfe,

Und nie den Orkus sehe!
Nein, sehen muſs er ihn! — Selbst Weise
müssen sterben!
Zugleich mit Thoren sinken sie dahin,
Und lassen Andern ihre Güter.
Auf ewig ist das Grab ihr Haus,
Auf immer und auf immer ihre Wohnung. —

* * *

— Sieh, Sterblicher! um dich in die ganze weite Natur, lerne aus den Gesetzen, denen sie unterworfen ist, die Gesetze, die auch über dich gebieten! Es sind zwey Wagschalen, vom Finger der Gottheit berührt; wie jene steigt, sinkt diese nieder; hebt sich diese, so fällt die andere. Kein Steigen ist ohne Niedersinken auf der andern Seite; keine hebt sich empor, ohne wieder nachher fallen zu müssen! Aber so, wie beym Steigen der einen Schale nicht die ganze Wage emporsteigt; wie bei ihrem Niedersinken nicht die ganze Wage sinkt: so bleibt

Der Verf. von *Salomo's* Prediger, oder *Koheleth's* Lehren. (I. XI. gleich zu Anf. VIII. 6 f. XII. 7. nach *J. E. Chr. Schmidt's* Uebers. Giessen. 1794. 8.)

das Ganze ſich ſtets gleich, — und hält ſich durch ewigen Wechſel! Nichts iſt neu unter der Sonne! — — Groſs iſt allerdings das Menſchenelend; denn Niemand weiſs, was in der Zukunft ſich ereignen wird: wer will es vorher ſagen? Doch! — wie Niemand des Windes Gebieter iſt, ihm zu wehren, daſs er daher wehe; ſo iſt auch Niemand des Todestags Gebieter, ihn aufzuhalten, daſs er nicht anbreche. Kein Pardon iſt in der Schlacht: die Ungerechtigkeit kann ihre Freunde nicht retten. —

— Freue dich deines Daſeyns in dem Frühlinge des Lebens, ehe ſie kommen, die Tage des Schmerzes — ehe ſie nahen, die Jahre, von denen du ſagſt: ſie ſind mir freudenleer! ehe ſich noch Sonne und Tag, und Mond und Geſtirne dir dunkeln! — — und dann der Staub zur Erde wiederkehrt, von der er kam; — der Geiſt zur Gottheit, die ihn gab! —

* * *

— — Nicht mußt du zu sehr mir trauren im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais.
Doch, dem Verhängniß entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmahl gezeugt ward.

Homer. (Ilias VI. v. 486 ff. nach Voß'ens Uebers.)

* * *

Kassandra.

Was seufz' ich denn hier vor dem Hause? Sah'
Ich Ilion nicht fallen, wie es fiel?
Nicht fallen sie, die drinnen waren? So
Wollt' es der Götter Schluß! — Und leiden will
Auch ich den Tod. Indeß beschwör ich euch,
Des Hades Pforten! mit dem großen Eid
Der Götter: Gebt, ich flehe, gebt mir bald
Den Todesstreich, daß ohne Kampf, daß leicht

Aeschylus, der Tragiker (*Agamemn.* nach der Uebersetz. von *Halem.* Kost. 1796. 8. S. 279 f.)

Mein Leben mit dem Blut entrinn' und ſich
Dieſs Auge ſchlieſs'.

Chor.

O Weib! vor allen elend,
Vor allen weiſe! —
Doch, war dein Tod dir ſchon vorher
bekannt,
Was kamſt du denn ſo unerſchrocken, wie
Ein gottgetriebner Stier her zum Altar?

Kaſſandra.

Mein Schickſal rief. Die Zög'rung rettet
nicht.

Chor.

In Zögerung iſt immer doch Gewinn.

Kaſſandra.

Gering iſt der Gewinn, mein Tag iſt da.

Chor.

Dein feſter Sinn gibt dir zu dulden Kraft.

Kassandra.

Wohl, wohl dem Menschen, der
mit Ehren stirbt!

* * *

Ajas.

Da steht, bereit zum Mord, mein scharfes
Schwert; — —
Ich hab' es selbst geschmückt und einge-
pflanzt,
Und bald, mein bester Freund, gewährt es
mir
Den schnellen Tod. Wohlan, ich bin
bereit. —
Dich, *Zevs*, du Erster! fleh' ich an, wie sich's
Gebührt, sey meine Hülfe, sey mein Schutz!
Nicht grosse Gaben bitt' ich, Gott, von dir;
Send' einen Boten, der das Unglückswort
An *Teukros* sage: dass nur er es sey,
Der mich, wenn ich in's blutgetränkte
Schwert
Gesunken bin, zuerst erheb', auf dass
Von meinen Feinden keiner mich vorher

Sophokles, der Tragiker. (*Ajas* v. 804 ff. nach *Christian von Stolberg's* Uebersetzung. Bd. II. Leipz. 1787. 8.)

Erblick', und mich zum Raub der Vögel
und
Der Hunde werfe! Dieses fleh' ich, *Zevs*,
Von dir, und fleh' auch ihm, der aus der
Gruft
Die Schatten führet, *Hermes*, daſs er mich
Auf sanftem Pfade bald zur Schlummerruh
Geleite, wenn dieſs Schwert mein Herz
durchsticht!
Die Rachgöttinnen, sie, die jede Noth
Der Menschen sehn und schnellen Fuſses
nah'n,
Die graunerfüllten, ew'gen Jungfrau'n ruf'
Ich an zu Helferinnen, daſs sie schau'n,
Wie *Atreus* Stamm mich in's Verderben
stürzt;
Daſs sie die Frevler, Allverderber, mit
Der Rache Hand ergreifen, wenn sie mich
Im Selbstmord sinken sehn! — — —
Du Gott, der du auf hoher Himmelsbahn
Den Sonnenwagen führst, wenn du mein
Land
Erblickst, so zieh die goldnen Zügel an,

Und gib von meinem Tod' und meiner
Qual
Dem alten Vater Bothschaft und auch ihr,
Die mich gebar, die Unglückselige,
Ach! die gewiss, wenn sie die Sage hört,
Die ganze Stadt mit Jammerklag' erfüllt! —
Doch meine leeren Seufzer sind umsonst,
Und schnelle Eil' erfordert meine That!
O Tod, o Tod! erschein' und schau mich
an;
Dort unten bin ich bald dein Mitgenoss!
Und, o du Glanz des Strahlentages, du,
Des Sonnenwagens Leiter, höre mich
Zum letzten Mahl! nie fleh' ich dir hinfort:
O Licht! o Salamis, du heiliges,
Du Heimathsland! o väterlicher Herd
Der Götter! ruhmgekrönte Stadt Athen!
Und ihr, Genossen meiner Jugend, Flüss'
Und Quellen! Und ihr, Fluren Ilions!
Ach und ihr, meine Aeltern, lebet wohl!
Diess ist das letzte, das euch *Ajas* sagt.
Den Schatten in dem Hades sag' ich mehr.

* * *

Polyxena.

Euripides, der Tragiker. (*Hekabe*. V. 344 ff. nach *Bothe'ns* Uebersetzung. Bd. I. des verdeutschten *Euripides*. Berlin, 1800. 8.)

Ich folge; denn Nothwendigkeit treibt mich, zu gehn,
Und Tod ist, was ich wünsche. Zittert' ich vor ihm,
Wär' ich ein feiges Weib, das nur sein Leben liebt. — —
Als Herrscherinn (ich Arme!) unter Ilions
Jungfrau'n und Weibern stand ich allbewundert da,
Göttinnen gleich; nur, daſs der Tod mein harrete.
Nun bin ich Sclavin. Dieser Nahme macht mir schon
Das Sterben süſs, denn seiner bin ich ungewohnt. —
— — Frey verlaſs' ich dieses Sonnenlicht,
Und gebe frey dem Hades diesen Leib dahin.
Auf denn, *Odysseus*, laſs den letzten Gang mich gehn,
Denn keine Hoffnung bleibt mir, kein Gedanke gibt

Mir Zuversicht, einst wiederum beglückt
zu seyn.
Doch du, o Mutter, werde nicht mir
hinderlich!
Nicht widerred' ihm, thue nichts! Treib
lieber mich,
Zu sterben, ehe mich ein niedrig Loos
entehrt.
Denn wer des Elends Becher nicht gekostet
hat,
Unwilligen Nackens trägt er aufgelegtes
Joch.
Gestorben, wär' ein solcher weit glückse-
liger,
Als lebend; denn ein ruhmlos Leben ist ja
Qual.

* * *

Iphigenia.

— Willig geh' ich in den Tod.

Der Chor.

Dein Ruhm weicht nimmer auch von Dir!

Euripides. (*Iphig.* in Aulis etc. nach *Bothen's* Uebersetz. Bd. II. S. 136.)

Iphigenia.

Gegrüſst, gegrüſst, fackeltragender Tag, ſey
mir,
Und du, o *Zevs* Licht! andre, andre
Wohnſitze
Und andres Loos harren mein.
Sey gegrüſst mir, holdes Licht!

* * *

Oedipus.

Sophokles. (*Oed.* in Kol. v. 1610 ff. u. 1541 ff. nach *Fähſe'ns* Ueberſ. Bd. I. der überſetzten Trauerſp. Leipz. 1804.)

Von heute, Töchter, habt ihr keinen Vater
mehr,
Die Jammer-Scene ſchlieſst ſich mir, mit
dieſem Tag.
Ihr werdet von der Laſt, der niederbeugen-
den,
Mein armes Leben mir zu friſten und die
Koſt
Mir auszuſpähen, nun befreyt. Doch,
Theuerſte!
Ein ein'zges Wörtlein löst, ja hebet alle
Müh.

Wer hat euch, Kinder, so geliebt, als dieses
Herz!
Verlebt nun, meiner bald beraubet, alle
Tag',
Die euch noch blühn, verlebt sie unge-
trübten Glücks! —
— Ihr Kinder! folget mir, das erste Mahl
bin ich
Nun euer Führer, wie ihr mir es immer
war't.
Kommt, — und lasst die heil'ge Höh'
Mich suchen, wo, so will's das Schicksal,
ich im Schooss
Der Erde von der Mühe nun endlich ruhen
soll.
Dorthin geht, wo der Fürst der Schatten,
Hermes, und
Die Schutzgöttinn der Unterwelt mich
drängt und treibt.
Mir unsichtbares Licht, das einst mit seinem
Strahl
Mich hat erquickt, mich wärmst du jetzt
das letzte Mahl!

Den letzten Augenblick des Lebens wall' ich nun,
Dort in *Aides* Nacht zu bergen. Lebe wohl,
Du theurer, edler Freund! Heil dir und deinem Land,
Heil deinem Volke, Heil, ja ew'ges! Denket auch
Im Sonnenſchein des Glücks an mich im Reich der Nacht!

* * *

Sophokles. (*Oed.* in Kol. v. 1620 ff. nach *Chriſtian von Stolberg's* Ueberſetzung Bd. I. Leipz. 1787. 8. S. 352 f.)

Ach! vermöchten unſre Gebete dich zu
Sühnen, o du dunkelumhüllte Göttin!
Und *Aidoneus*, dich, o *Aidoneus*, Fürſt der Nächtlichen Schatten!

Dieſer Fremdling, daſs er des Lebens Ende
Ohne Müh' und Kummer beſchlieſse, fleh'n wir;
Daſs er ruhig walle hinüber in die Schlummergefilde,

Und zum Styxſtrom, wo ſich verſammeln alle
Todte! — Ach! es ſtürzten auf dich der Leiden
Viele! du verdienteſt ſie nicht! — Dich lohne
Gott, der Gerechte!

O Göttinnen, die ihr im Schooſs der Erde
Wohnet, ſeyd dem Kommenden, ach! nicht furchtbar!
Und du, Ungeheuer! du unbeſiegter Wächter der Hölle,

Der du liegſt am Thore des tiefen Abgrunds,
Ewig heulend, alſo erzählt die Sage,
Dir, o Sohn des *Tartaros* und der Erde,
Weih'n wir Gelübde!

Tod, dir fleh'n wir, gehe du deinem Gaſt, der
Dir ſchon naht, auf ſanfterem Pfad' entgegen;

Leit' ihn freundlich, Geber des Schlummers,
In die Thale der Schatten!

* * *

Agathias. (Nach *Christ. von Stolberg's* Ueberſetzung in d. Ged. a. d. Gr. S. 310.)

Laſst uns, ihr Lieben, den Tod nicht fürchten, den Vater der Ruhe,
Ihn, des Leidenden Arzt, ihn, des Traurenden Troſt!
Ein Mahl nahet er nur dem ſterblichen Menſchen, und ſeines
Fittiges Rauſchen vernahm keiner der Lebenden je.
Zahllos aber ſind die Sorgen, und Leiden, und Qualen,
Die uns, ſchwaches Geſchlecht, weil wir athmen, bedrohn!

* * *

Meleager. (Analecta vet. poetar. graec. Argent. 1785. I. 30. CIX. ed. *Brunck.* Nach

Thränen bring' ich dir dar zu dem Acheron, *Heliodora*,
Zeugen des zärtlichen Bundes, der uns auf Erden vereint;

Bittere Zähren voll Schmerz. Der heiligen Liebe gedenkend,
Spend' ich der Sehnſucht Naſs hier am bejammerten Grab.
Schmerzvoll, ſchmerzvoll ruf' ich dir nach zu den Schatten des Orkus;
Aber der Sterblichen Flehen rühret den Acheron nicht.
Ach, wo ſchwandeſt du hin, du liebliche Blume? Der Tod hat
Dich gebrochen, und ach! grauſam dem Staube gemiſcht.
Erd', ich flehe dich an, ernährende Mutter der Menſchen,
Drücke das zarte Gebild leis' an die liebende Bruſt.

der Ueberſetz. von *Jacobs* in ſeinem Tempe. Bd. II. S. 264. Leipz. 1803. 8.)

* * *

Antigone.

So ſehnet man ſich nach den Leiden auch zurück!
Die Bitterkeit an ſich war Götterluſt,
Als er im Arm uns ruht'!

Sophokles. (Oed. in Kol. von 1705 ff. nach *Fähſe'ns* Ueberſetz.)

O Vater, Theuerſter!
Ew'ge Nächte hüllen dich dorthin ein,
Der du im hülfloſen Alter wareſt mir theuer
Und bleiben wirſt hin in die endloſe Ewigkeit.

Der Chor.

Es iſt vollbracht!

Antigone.

Vollbracht iſt's ihm nach ſeinem Wunſch!

Der Chor.

Und wie?

Antigone.

So wie ſich ſein Herz es nur wünſchte ſtets,
Starb er im fremden Lande. Er ruht
Im kühlenden Ruheplatz ſanft im Schooſs
Der Erd', und ſein Tod blieb nicht unbeweint.

Mein Auge weint dir ewig! —
— Nimmer vertilg' ich den Kummer,
Ich Unglückſelige, ich!
Ach, Vater! ach im fernen Land
Hätteſt du nimmer dein Haupt ſollen neigen.
Ach, du verſchiedſt mir ungeſehn!

Ismene.

Klägliches Schickſal!
Ach, welcher Jammer bedrohet mich und
Dich, o du Theure! wie hülflos ſind wir und verwaist, —
Verwaist und bloſs,
Des beſten Vaters nun beraubt!

Der Chor.

Doch glücklich hat er, Lieben! nun
Sein Lebensziel erreichet. Theure, hemmt
Den ſchmerzenden Jammer, denn Keiner
Der Menſchen entrinnet dem Miſsgeſchick!

*　*　*

Euripides. (*Alceste*, v. 454 ff. — 739 ff. — nach *Bothe'ns* Uebers. Bd. IV.)

Ständ es in meiner Hand, Dich
Wieder empor zu führen
An das Licht aus *Aïdes* Reiche,
Rudernd heim ob dem Todtenstrom!
Denn du, Einzige, o der Weiber Liebste, *)
Du gabst deine Seele dahin, rettend den Gatten aus Todesnächten. Leicht möge ruhen
Auf dir, Edle, der Erde Staub! — —
O Unglückliche du, Grossmüthige, Beste der Frauen,
Heil dir! Es empfange dich hold in der Erd'
Hermes und der Todtenbeherrscher! Und wird
Auch dort der Gute geehrt, so geniess
An *Persephone's* Seite des Glückes!

* * *

Herodot von Halicarnass. (Hist. L. VII. ex edit. *Heresb.* Colon. 1562. p. 191. fol.)

Es ist wohl kein Mensch so glücklich, den nicht wenigstens ein Mahl der Wunsch anwandle, lieber zu sterben, als ferner zu

*) *Alceste.*

leben. Kummer und Krankheiten ſtören den Genuſs des Lebens, und verlängern gleichſam die Dauer deſſelben, ob es gleich kurz iſt. Der Tod iſt daher die erwünſchteſte Zufluchtsſtätte des kummervollen Lebens.

* * *

Wer die Schranken der Mäſsigung überſpringt,
Sehnt ſich nach langen Jahren,
Der irret, ſo dünkt mich, gewiſs,
Von Blindheit des Geiſtes geſchlagen.
Es häuft ja die Menge der Tage
Auch Menge der Leiden,
Und bringt ſie uns näher.
Der Freuden lacht nimmer dem eine,
Der ſchwelget begierig in Lüſten.
Es ſättigt ſich nur in dem Grabe
Die Sucht der Begierden,
Wenn ſchleicht das Alter, der Lieb', des Geſanges und
Des Reigens beraubet, heran,
Der Tod dann die Scene völlig ſchlieſset.

Sophokles. (Oed. in Kol. von 1211 ff. nach *Fähſe'ns* Ueberſ.)

Nicht geboren ſeyn, iſt, traun! das
ſchönſte Loos!
Sind wir geboren, dahin,
Woher wir gekommen, geſchwind,
Auf rauſchenden Schwingen zu-
rücke
Geeilt — iſt der Glückslooſe zweytes!
Denn flattert die Jugend
Heran, o ſo flattert
Auch gaukelnd der Leichtſinn. Ent-
ränne
Denn Einer dem Irrpfad des Un-
glücks?
Welch Elend fehlt, Neid, Zank und
Aufruhr,
Mord, blut'ge Schlachten?
Es ſchleicht das häſsliche, ſchwächliche,
freundloſe,
Verdrieſsliche Alter zuletzt
Heran, dieſe Quelle aller Leiden.

* * *

Ja, dürft' ich Unglück tragen ohne Schmach!
Unglück mit Schmach vereint, bringt keinen Ruhm.
Im Tode, nur im Tode find' ich Heil!

Aeschylus. (Sieben geg. Theb. nach *F. L. von Stolberg's* Ueberſ. Hamb. 1802. 8. S. 120.)

* * *

Wie die Blätter im neu aufwachſenden Strahle der Sonne,
Wenn ſie zu tauſend der Lenz, üppig an Blüthen, gebiert;
So ſind wir, und genieſsen nur flüchtige Weile der Jugend
Freuden, indeſſen uns Gott Gutes und Böſes verhüllt
Hinter der Zukunft; aber es lauren die finſteren *Keren*.
Dieſe ſpinnet für uns, trauriges Alter, dein Loos,
Jene deines, o Tod; nur ſo lang' dauert der Jugend
Blüthe, ſo lange der Tag über der Erde ſich wölbt.

Mimnermos. (Fragm. a. ſ. Elegien, nach der Ueberſetz. v. *Conz*, in d. Zeitſch. f. Philologie, herausg. v. *Hauff*. Bd. I. St. I. S. 154 f. Stuttg. 1803. 8.)

Aber ist sie vorbei, und nah'n die Stunden des Alters,
Alsobald ist fürwahr süsser denn Leben der Tod.
Denn viel Böses umdrängt uns jetzt: hier quälet des Haushalts
Sorge; der Mangel drückt öfter den Nacken uns schwer.
Kinderlos klagt Jener, und, ängstlich ringend nach Kindern,
Muss er ins Schattengebiet unter die Erde hinab.
Leib und Seele verzehrt Dem nagende Krankheit; und wo ist
Ein Mensch, welchem nicht *Zevs* mancherlei Böses verhängt?

* * *

Phanokles. (Fragm. a. s. Elegien, übers. v. *A. W. Schlegel* im Athenäum, Bd. I, St. I. S. 114. Berl. 1798. 8.)

— Der *Mören* Gespinnst ist unauflöslich, und niemand
Kann ihm entgehn, so viel unser die Erde nur nährt.

* * *

Einer bedenklichen Fahrt vergleich' ich das Leben der Menschen,
Viele schleudert der Sturm gegen das Felsengeklipp.
Tycha *) sitzt am Ruder und lenket den schwankenden Nachen,
Wie durch Fluthen des Meers gleiten durch's Leben wir hin.
Diesem wehet ein günstiger Wind, ein widriger Jenem;
Ein gemeinsamer Port nimmt uns im *Aïdes* auf.

Palladas. (Analecta vet. poet. graec. II. 428. CIV. nach der Uebersetz. von *Jacobs*, S. 106.)

* * *

— Zur Erde wandelt, was auch die Erde zeugt,
Und was vom Himmel stammt, zur Höhe des Himmels hinüber.

Euripides. (Fragment b. *Marc. Aurel. Anton.* de se ipso. L. VII. 50.)

* * *

— So wills der Sterblichen Loos, nachdem sie gestorben.
Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden;

Homer. (Odys. XI. v. 218 ff. nach *Voss'ens* Uebersetzung.)

*) das Glück.

Sondern jenes vertilgt die gewaltige Flamme des Feuers
Alles, so bald aus dem weissen Gebein das Leben hinwegfloh.
Nur die Seel' entfliegt, wie ein Traum von dannen und schwebet.

* * *

Phocylides aus Milete. (ποίημα νουθετικόν, v. 100 ff.)

Die Seelen bleiben unverdorben bey den Todten; denn sie sind Gottes Bild. Den Leib haben wir aus Erde, und er wird Staub; die Höhe aber nimmt hinauf den Geist.

* * *

Euripides. (In Cresphonte. S. *Cicer.* Tusc. Quaest. I. 48.)

Wir sollten beym Gelage den Gebornen
Bejammern; zu wie vielen Uebeln kommt er nicht!
Doch, den Gestorbenen, der nun von Mühen ruht,
Froh und mit Segnungen begleiten zu der Gruft.

* * *

Getroſt beſchreite, Sterblicher, des Orkus Bahn.
Nicht ſchwer zu wandeln, ſonder Krümmung iſt der Weg,
Und ſonder Irrſal, ſtracks und lehn hinabgeſenkt,
Und ſicher triffſt du mit verſchloſsnen Augen ihn.

Leonidas von Tarent. (Anal. vet. poet. gr. I. 236. LXIII. nach *Jacobs* Ueberſetzung. S. 144.)

* * *

Rechneſt du, Armer? — Es eilet die Zeit und führet allmählich
So das Alter herbey, wie es die Zinſen vermehrt.
Dann ereilt dich der Tod, und ohne die Scheitel zu kränzen,
Ohne Salben und Wein, ohne der Liebe Genuſs,
Stirbſt du dahin, und verläſst ein groſses und glänzendes Erbtheil,
Während ein Obolos dich über den Acheron führt.

Antiphanes, der Komiker. (An. vet. poet. gr. II. 205. IV. nach *Jacobs* Ueberſetzung. S. 116.)

* * *

Euripides. (*Alceste*, v. 777 ff. nach *Bothe'ns* Uebers.)

Kennst du die Art wohl, Freund, von allem Sterblichen? —
Den Menschen allen droht ein tödtliches Geschick,
Und nimmermehr hat noch ein Sterblicher gewusst,
Ob er den nächsten seiner Tag' erleben wird.
Denn dunkel sind die Wege, die das Schicksal geht;
Sie sind nicht lehrbar, und die Kunst entdeckt sie nicht.
Da du nun diess vernommen, und von mir gelernt,
Sey fröhlich! trink! und halte diesen Tag für dein,
Denn alles Andre ruht im Schoosse des Geschicks. —
Da Sterbliche wir sind, so trag' auch sterbliche
Gesinnung! Allen Ernsten und Trübsinnigen

Iſt (wenn man um mein Urtheil mich befragen will)
Das Leben, traun! kein Leben, ſondern eine Qual.

* * *

Gleich wie Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechte der Menſchen; Homer. (Ilias VI. v. 146 ff. nach *Voſs'ens* Ueberſetz.)
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So der Menſchen Geſchlecht, dieſs wächſt, und jenes verſchwindet.

* * *

Keine Gabe verweilt unabänderlich unter den Menſchen. *Simonides.* (An. vet. poet. gr. I. 145. CIV. nach *Jacobs* Ueberſetzung. S. 101 f.)
Wahrlich, ein treffliches Wort ſagte der Chiiſche Mann:
„*Wie die Blätter im Wald, ſo ſind die Geſchlechte der Menſchen.*"
Viele vernahmen das Wort, doch mit den Ohren allein,

Und es ſtieg nicht hinab in die Bruſt; denn Jeglichen gängelt
Hoffnung freundlichen Blicks, ſchwelgend im jungen Gemüth.
Strahlet einem der Menſchen die liebliche Blüthe der Jugend,
Hoffet er fröhlichen Sinns viel, was die *Parze* verſagt.
Nicht gedenkt er die Zeit des drohenden Alters, den Tod nicht,
In der Geſundheit Gefühl nicht den verzehrenden Schmerz.
Alſo wandeln ſie hin in thörichtem Sinne, vergeſſend,
Wie ſo eilig die Zeit, eilig der Jugend Geſchenk
Hinflieht. Dieſs gedenkend, o Sterblicher, gönne dem Herzen,
Bis du zum Ziele gelangſt, fröhlicher Tage Genuſs.

* * *

— Fliefset einmahl des Menfchen
Schwarzes, lebenverftrömendes Blut
Zu feinen Füfsen dahin,
Welcher Zaubergefang
Ruft dann ihn wieder zurück?
Selbft *Aesculapens*
Todtenerweckende Kunft
— Sie hemmte *Zevs*! — ift umfonft.

Aeschylus. (*Agam.* nach *Halem's* Ueberf. S. 262.)

* * *

Nützliche Lehre vernehmt, o Sterbliche! Welchem der Jugend
Reitzende Blüthe noch ftrahlt, folcher geniefse das Gut
Weifen Gemüths, das Gefchenk der Himmlifchen. Denn es verleiht nicht
Doppelte Jugend ein Gott, oder entfernet den Tod
Von der Sterblichen Haupt. Verderbliches Alter ergreift dich,
Und bevor du es wähnft, fitzt es am Scheitel dir feft.

Theognis. (An. vet. poet. gr. V. 981—986. nach *Jacobs* Ueberfetz. S. 127.)

* * *

Aesop. (Anal. vet. p. gr. I. p. 76. nach *Jacobs* Uebers. S. 105.)

Leben, wie flieht man dich ohne den Tod? unsägliche Leiden
Drücken dich; weder zu fliehn, noch dich zu tragen, ist leicht.
Lieblich ist, was die Natur dir verliehen hat, Himmel und Erde,
Meer und Gestirn' und der Mond, Helios leuchtender Glanz.
Furcht und Leiden erfüll'n das Uebrige. Gönnet das Glück dir
Gutes, so wäget dafür *Nemesis* Böses uns zu.

* * *

Euripides. (Die Herakliden, V. 864 ff. nach *Bothe'ns* Uebersetzung. Bd. III. Berl. 1802.)

— — — — Ruft
Laut allem Volk der Sterblichen die Lehre zu:
Nie vor des Todes Ziele glücklich Scheinende
Zu neiden; denn taglang nur lebet Menschenglück.

* * *

Sicher führet der Weg zum *Aïdes*; ob du im Tode
Von Kekropia's Flur oder von Meroë kömmst.
Gräme dich nicht, wenn, fern vom Vaterland, *Klotho* dich abruft;
Ueberall wehet der Wind, welcher zum Hafen dich führt.

Ein *Ungenannter* in der Griechisch. Anthologie. (An. vet. p. gr. III. 245. CCCCLIII. nach *Jacobs* Uebersetzung. S. 143.)

* * *

— — Die Götter nur allein
Entstellt kein Alter, raubt kein Tod, sonst Alles reisst
Der allgewalt'ge Strom der Zeit um, es welkt
Die Kraft der Erde und des Körpers Blüthe hin. —

Sophokles. (Oed. in Kol. v. 607 ff. nach *Fähse'ns* Uebersetzung.)

* * *

Wie die Rebe sich hällt am stützenden Pfahle, so trägt mich
Alten der Stab: zu der Nacht Wohnungen ruft mich der Tod.

Leonidas. (An. v. p. gr. I. 241. LXXIX. nach *Jacobs* Ueb. S. 145.)

Sey dem Rufe nicht taub, o *Gorgias*! ſtirbſt du wohl leichter,
Wenn noch drey Mahl der Lenz oder noch vier Mahl dich wärmt?
Alſo ſprach nicht prahlend der Greis, und wälzte des Lebens
Laſt hinab, muthigen Sinns wandelnd zum dunkeln Geſtad.

* * *

Sophokles. (Die Trachinerin. v. 1055 ff. nach *Chriſt. v. Stolberg's* Ueberſetzung.)

O Bruder des Donnerers *Zevs*,
Aidäs, tröſtender Gott,
Führe zur Ruhe mich, gieſse du
Des ſchnell geflügelten Todes Schlaf
Auf mich Unſeligen aus!

* * *

Philetas. (An. II. 524. nach *Jacobs* Ueberſ. S. 251.)

Herzlich weinet mir nach, doch mit Mâſsigkeit; ſaget ein liebreich
Wörtchen, und denket des Freunds auch noch im Tode mit Luſt.

* * *

Nackt betrat ich die Welt, nackt wandel' ich unter die Erde.
Solch ein dürftiges Loos ist es der Mühen wohl werth?

Palladas. (Anal. etc. II. 428. CIII. nach *Jacobs* Uebers. S. 107.)

* * *

Ach! möchte doch schnell
Der schlummerbringenden *Parzen* Eine
Ohne Schmerz,
Ohn' uns auf's Lager zu strecken,
Uns bringen endlosen Schlaf!

Aeschylus. (*Agam.* nach *Halem's* Ueb. S. 290.)

* * *

— Wer sein Auge schliesst, wie kann ihn
Drücken im Grabe das Joch des Drangsals?

Sophokles. (Die Trachiner. v. 859 f. nach *Christ. v. Stolberg's* Uebers. Bd. II.)

* * *

Da du ein Sterblicher geboren bist, so fürchte nicht zu sterben.

Diphilos, der Komiker. (S. *Stob.* Sermon. CXX.)

* * *

Euripides. (Die Heraklid. v. 1016 ff. nach *Bothe'ns* Ueb.)

— — Nicht ist wünschenswerth
Der Tod mir, aber naht er, so verzag' ich nicht.

* * *

Sotades, der Komiker. (S. *Stob.* Serm. CXVII.)

Der Tod ist aller Sterblichen Hafen.

* * *

Sophokles. (Antig. v. 519 f. nach *Fähse'ns* Ueb.)

Antigone.

Des *Hades* Grundgesetz ist: *Gleichheit überall!*

Kreon.

Verschiedenheit der That erheischt *verschiednen Lohn.*

* * *

Leonidas. (An. vet. poet. gr. I. 238. LXIX. nach *Jacobs* Uebersetzung. S. 242.)

Nur der Marmor allein, der deinen Nahmen verkündigt,
Bleibet dir, *Krethon*; du selbst hast dich dem Staube gemischt.
Vormahls strahlten die Schätze der Lydischen Könige, vormahls
Blökten die Rinder im Thal, Ziegen auf luftigen Höh'n;

Vormahls . . . doch, was erzähl' ich noch
mehr? *Dem Glücklichgepriesnen*
Blieb die Spanne des Feld's einzig vom
weiten Besitz.

* * *

Der Wunder gibt es viel, doch keines ist
Erstaunenswürdiger als der Mensch.
Er durchfliegt auf den Schwingen des
Wintersturms
Die brüllenden Wogen
Des schäumenden Meers;
Der unsterblichen Erde,
Der Göttinnen Erste,
Nimmer ermüdbaren Rücken
Zerfurcht mit stets wälzendem Pflug
Jahr ein, Jahr aus der Pflüger
Mit dem Gespann der stärkeren Rosse.

Sophokles. (Antig. v. 332 ff. nach *Fähse'ns* Ueberſ.)

Der Mensch verstrickt mit schlauer List
das Volk
Der Vögel, das mit leichter Schwing'
Schwebt; er fängt in dem Forste das
Wildgeschlecht,

Und lockt in der Netze
Verſchlungene Windung
Die froh plätſchernden Fiſche,
Er bändigt durch Liſt das
Unthier der Höhen und beuget
Das Mähnen umflatterte Roſs,
Den Stier, den Freund der Berge,
Von ungezähmtem Nacken ins Joch.

Sein iſt die Sprache, himmelwärts ſchwingt
ſich ſein Geiſt;
Sein iſt das Zwangsgeſetz, die Staaten-
begründerinn;
Durch den Erfindungsgeiſt
Entfloh er unwirthbaren Einöden
Heiſsem Sonnenſtich und Regenſturme;
Alldurchdringend ſteht er gerüſtet
Wider die Pfeile der Zukunft:
Nur unentfliehbar iſt
Des Todes Gewalt. — —

* * *

Hier schläft *Saon* heiligen Schlaf! Dafs der Redliche sterbe,
Sage nicht; *denn der Tod eines Gerechten ist Schlaf.*

Kallimachos von Kyrene. (An. v. p. gr. 472. XLIX. nach *Christ. v. Stolberg's* Uebers. in s. Ged. a. d. Gr. Hamb. 1782. S. 317. 8.)

* * *

O, wenn es hülfe, durch Jammer die menschlichen Uebel zu heilen, und die Todten durch Weinen zurückzurufen; so wären wahrlich Thränen mit Golde nicht zu erkaufen. Es kann aber nun einmahl durchaus nicht seyn, dafs der Begrabene zum Lichte zurückkehre; denn auch mein Vater, wenn Thränen fruchteten, hätte das Leben wieder gesehen.

Sophokles. (In Scyriis, ein Fragment b. *Stob.* Sermon. CXXIII.)

* * *

Der hohe Donnerer, der Götter Vater, herrscht
Nach seinem Willen, allem, was da ist, bestimmt
Den Anfang und den Ausgang Er! wir Menschen, ach!

Simonides. (Nach d. Ueb. von *Christ. v. Stolberg* in d. Gedichten a. d. Gr. S. 296 ff.)

Vermögen nichts! wir Schwache, die der Morgen ſicht
Entſtehn, der Abend welken! Unſer Auge dringt
Nicht in die Zukunft, dringt in Gottes Rathſchluſs nicht!
Und dennoch wähnt der Thor dem Hirngeſpinſte, das
Die ſchmeichleriſche Hoffnung ihm ernährt, Geſtalt
Und Wahrheit zu verleih'n! der Tag, der dieſem folgt,
Das Jahr, das dieſem Jahre folget, ſchauen wir's
Mit Zuverſicht als unſer Recht nicht an? und iſt
Der Menſchen Einer, der nicht träum', es ſey das Jahr,
Das kommt, ein Quell der Freuden und des Glücks für ihn?
Allein, es überraſcht uns oft der Tod, und läſst

Des Alters Schwell' uns nicht betreten; Diesen rafft
Der Krankheit Schmerz hinweg, und Jenen stöſst hinab
Der Mörder *Aräs* in *Aidoneus* Schattenreich.
Des Meeres Strudel schlingen Viele ein; es hebt
Im Sturme wüthend, sich die Fluth, und wird das Grab
Des Seemanns! Ach, und oft, wenn er des Lebens Last
Zu dulden nicht vermag, bewaffnet gegen sich
Der Mensch die eig'ne Hand, und macht zum Richterarm
Sie wider sich, und löscht sich aus der Sonne Licht!

Wo herrscht das Elend nicht? Unzählbar, rettungslos
Sind aller Menschen Leiden, *Laſst uns denn empor*

Das Haupt erheben, und wenn uns das
Schickſal droht,
So laſst mit hohem Muth uns ihm entgegen gehn!

* * *

Euripides. (S. *Stob.* Sermon. CXIX.)

Wer weiſs, ob das nicht leben heiſst, was wir ſterben nennen. — Der Tod ein Leben! Die Menſchen kränkeln lebend: todt aber erfahren ſie weder Krankheit noch ſonſtige Uebel.

* * *

Pindaros. (II. Olymp. Siegshymnen. V. 56 ff. 107 ff. nach *Gottfr. Fähſe'ns* Ueb. Penig, 1804. 8.)

Unbekannt iſt des Todes
Art, und unbekannt, wenn einſt der Tag,
Helios Sohn, der Freuden Schöpfer, in
Nimmer umwölkter Wonne ſein
Auge uns verſchlieſse.
Es wälzen ſich Ströme
Der Wonne, und Fluthen, ach!
Des bitterſten Jammers
In ew'gem Wechſel der Sterblichen!

— — —

Welcher in *Zevs* Reich des Frevels
Sich erfrecht, den erharrt im Schatten-
reich' ein Richter
Nimmererbittlichen Zwanges.
Doch, der Biedre pflücket im Strahl der
Sonne ew'ge Tag' und Nächte hindurch die
Blüthe des harmlosen Lebens sich ab,
Wühlt mit nervigem Arm nicht die
Schollen der Erde auf, noch
Pflügt er hin durch die Fluthen des Meers
Wegen der kargen Kost. Im Kreise der
Göttergeliebten labt sich, wer
Unverrückt den Eidschwur
Mit Freuden verehrt, an
Der thränenlosen Ewigkeit.
Weh! Jene belastet
Das Herz verwundender Jammer. Doch,
Welcher im Herzen von jedem
Frevel rein des dreyfachen Lebens
Kreis geschlossen hier, als auch dorten,*)

*) Nach der bekannten Lehre des *Pythagoras* von der Seelenwanderung, dessen Philosopheme *Pindaros* vorzüglich liebte.

Wahrlich, erklommen hat dieſer des *Zeus*
Pfad zu *Kronos* Pallaſte, wo
Linderer Meereshauch der
Sel'gen Eiland umſäuſelt, auf Au'n
Goldene Blumen ſtrahlen, hier von dem
Prangenden Baume blühn, dort dem
Spiegelnden Gewäſſer
Entglühen. Sie winden
Sich blumige Kränze draus,
Umſchlingen ſich Arme
Und locken, ſelig dahin wallend.
Wie es *Rhadamanthus* heil'ger
Richterſpruch ordnet. —

* * *

Archilochus. (Nach *Chr. v. Stolberg's* Ueb. in d. Ged. a. d. Gr. S. 307.)

So wähnſt du, daſs die Todten, die im Leben
Die Becher jeder Wolluſt ſchwelgend leerten,
Entfliehen können Gottes Richterwage?

Das Auge der Gerechtigkeit, das ſiehet
Herab und ſchauet alles, lohnt und ſtrafet!

Der Pfad ist zwiefach jenseit unsrer Gräber,
Den wandelt der Gerechte, den der Böse!
O, wahrlich! wenn des Frommen und des Frevlers
Ein gleiches Schicksal harret, wenn sie beyde
Der Schooss der Erde ewig in sich schliesset:
So raube, plündre, mische Recht und Unrecht!
Du magst es! — Doch, es sitzt auf seinem Richterstuhl
Der Allbeherrscher, Er, der Todten Richter;
Sein Nahm' ist furchtbar, und ihn auszusprechen
Vermag ich nicht! Er gibt aus grenzenloser
Geduld ein langes Leben dem Verbrecher.

* * *

Anaxagoras von Klazomenae. (S. *Stob.* Serm. CXIX.)

Wir haben zwey Vorbilder des Todes: das eine ist die Zeit vor unserer Geburt; das andere der Schlaf.

* * *

Socrates. (S. *Ciceronis* Tusc. Quaest. I. 30.)

Das ganze Leben des Weisen ist eine beständige Betrachtung des Todes.

* * *

Platon (*Phaeton* — nach *Fr. L. v. Stolberg's* Uebers. in den auserl. Gesp. d. *Plat.* Th. III. Königsberg, 1797. 8. S. 194 ff. 268 f.)

Du siehst, dass, wenn der Mensch stirbt, das Sichtbare an ihm, der Leib, der an einem sichtbaren Orte liegt, und Leiche genannt wird, welchem aufgelöset zu werden, zu zerfallen und zu zerstieben geziemet, nicht alsbald in diesen Zustand gerathe, sondern eine ziemlich geraume Zeit sich erhalte, vorzüglich wenn er mit Anmuth geschmückt war, und der Mensch in der Blüthe des Lebens starb. —

Die Seele aber, sie, die Unsichtbare, die hinüberwallet in einen ihrer würdigen Ort, welcher herrlich, lauter und unsichtbar ist, zum *Hades*, hin zu dem wahrhaftig guten und verständigen Gotte, sie,

die Seele, welche so beschaffen, solcher Natur ist, sollte, nach dem Wahn so vieler Menschen, abscheidend vom Leibe, gleich verwehet werden und untergehen? Das sey fern! Vielmehr verhält es sich also: wofern sie rein von hinnen scheidet, nichts vom Leibe mit sich schleppend, weil sie auch während des Lebens nicht in Gemeinschaft mit ihm willigte, sondern ihn fliehend in sich selber sich zurückzog, und immer dieses zu thun sich übte; — das heisst ja, *dass sie auf echte Art die Weisheit liebend leicht abzusterben in der That sich übte — denn hierin besteht ja wohl die Betrachtung des Todes.*

Wofern, sage ich, die Seele also beschaffen ist, so wallet sie hinüber in das Unsichtbare, welches ihr ähnlich ist, in das Göttliche, Unsterbliche und Vernünftige, wohin gelangend sie glücklich und befreyet wird vom Wahn, von der

Unwiſſenheit, vom Schrecken, von wilder Brunſt und andern menſchlichen Uebeln, um in der That, wie die in die Geheimniſſe Eingeweiheten von ſich behaupten, während der ganzen Zukunft in Umgang zu leben mit den Göttern.

Wofern ſie aber beſudelt und ungereiniget vom Leibe ſcheidet, weil ſie immer in Verkehr mit ihm ſtand, ſein pflegte, ihn liebte, und durch ihn wie durch Zauber bethöret war von Lüſten und Begierden, ſo, daſs ihr nichts wahr geſchienen hatte, als das Körperliche, welches man betaſten, ſehen, trinken, eſſen, oder bey ſinnlichem Liebesgenuſſe brauchen mag, und ſie dagegen gewöhnt war, alles, was den Augen dunkel und unſichtbar, der Philoſophie aber verſtändlich iſt, zu haſſen, ſich davor grauen zu laſſen und es zu fliehen; meineſt du, daſs eine ſolche Seele durch ſich ſelber könne lauter werden?

Vielmehr wird ſie befleckt ſeyn mit dem Körperlichen, womit ſie wegen des beſtändigen Umgangs und Verkehrs mit dem Leibe, und wegen der an ihn vergeudeten Sorgfalt, wie mit einer andern Natur behaftet ward. — —

Die Seele eines Liebhabers der Weisheit iſt, der Vernunft folgend, auf Einen Zweck gerichtet; das Wahre, das Göttliche, das keiner Meinung Unterworfene beſchauend, und von ihm genährt. Sie glaubt alſo leben zu müſſen, und daſs ſie nach dem Tode zu dem ihr Verwandten, ihr Gleichartigen, gelangend, befreyet werden ſoll von den menſchlichen Uebeln.

— — Schön iſt der Kampfpreis, und die
Hoffnung groſs! —

Darum muſs ein Mann ſeiner Seele wegen gutes Muthes ſeyn, wenn er im Leben den Wollüſten des Leibes und deſſen Schmuck, als ihm fremden

Dingen, Gehabewohl ſagte, jene Sorge dagegen mehr ſich zu Herzen nahm, wie er Erkenntniſs erlangen und ſeine Seele ausſchmücken ſollte mit dem Schmuck, der ihr nicht fremd, ſondern ihr eigenthümlich iſt, mit Enthaltſamkeit, Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit, Freyheit und Wahrheit; auf daſs er, alſo ausgerüſtet und bereit ſtehend zur Reiſe nach dem *Hades*, ſich aufmachen könne, ſo bald ihn ſein Schickſal ruft. —

* * *

Menander, der Komiker. (S. *Stob.* Serm. CXX.)

— Den, *Parmeno*, den nenne ich
Den Glücklichſten, der, wenn er ohne Leid
Die hohen Dinge ſah, die wir nun ſeh'n, —
Die Sonne, dieſe Sterne, Wolken, Mond
Und Feuer, — wieder geht, woher er kam.
Denn, lebteſt du auch hundert, oder lebſt
Du wenig Jahre nur, du ſieheſt ſie;

Und Schöneres als ſie, ſah Keiner je.
Halt' dieſe Lebenszeit, von der ich rede,
Für einen Marktort, eine Wanderſchaft,
Wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh'
Die Menge gibt. Je früher du weggehſt,
Je früher findeſt du die beſs're Herberg',
Wenn du den Reiſepfenning Wahrheit haſt,
Und läſſeſt keinen Feind.

* * *

„Was machſt du, *Syra?* Wie befindſt du dich?"
Kannſt du noch alſo fragen einen Greis?
Ein Greis iſt nimmer wohl. Man ſagt mit Recht,
Und kann es ſagen: „*auch der Tod iſt gut.*"

Philemon, der Komiker. (Comicor. Gr. Sentent. ex ed. *Henr. Stephani*, 1569. 12. p. 402.)

* * *

Der Tod, das, was man ſo übertrieben das Schrecklichſte unter allem Schrecklichen genannt hat, kann uns Lebende

Epicuros. (Epiſt. ad Menoecium. S. *Diog. Laert.*

De vita et mor. Philos. etc. L. X.) gar nicht treffen: *wenn er ist, so sind wir nicht mehr; und so lange wir noch leben, ist er nicht da.* Er kann also weder Lebenden noch Todten Uebel zufügen, weil *er* nicht ist, so lange *jene* noch sind, und *diese* nicht mehr sind, wenn *er* sich einstellt. Er ist daher niemahls ein wahres gegenwärtiges Uebel, und nichts ist also unvernünftiger und widersinniger, als eine künftige Veränderung zu fürchten, die uns selbst alsdann, wenn sie da ist, kein Leid zufügt.

* * *

Euripides. (Die Heraclid. V. 593 ff. nach *Bothe'ns* Ueb.)

— — Soll Menschenloos
Auch drunten Gram seyn: ihr, dem Tod Geborenen,
Wohin sollt ihr euch wenden? Glaubt man doch den Tod,
Das mächtigste Heilmittel alles Missgeschicks.

* * *

Der Tod hat unter allen eingebildeten Uebeln das Eigenthümliche an ſich, daſs er nur allein in der Entfernung unſägliche Angſt, in der Nähe hingegen nicht den geringſten Schmerz verurſachet. Viele ſterben in der That, um nicht zu ſterben, aus Verzagtheit und üblem Verdacht gegen den Tod.

Arkeſilas aus Aeolien. (S. *Plutarch's* Troſtſchr. a. d. *Apoll.* in den mor. Abhand. Bd. I. S. 358. nach *Kaltwaſſer's* Ueberſ. Frankf. a. M. 1783. 8.)

* * *

Nur alsdann würden wir uns mit einigem Rechte über die Unfälle und das Ende des menſchlichen Lebens beklagen können, wenn die Natur oder eine Gottheit ſich verbürgt hätte, uns gegen beyde in Sicherheit zu ſetzen. Jetzt aber, da ſie einen jeden einzelnen Menſchen mit dem ganzen übrigen Geſchlechte unter denſelbigen Bedingungen geboren werden läſst; ſo ſollten wir auch ohne Anſtand ein Darlehn wiedergeben, welches ſie uns auf eine unbeſtimmte Zeit ſo gegeben

Menander. (S. *Plutarch* am ang. O.)

hatte, dafs fie es nach Belieben wieder fordern könnte.

* * *

Thucydides. (De bello pelopon. etc. L. II. c. 42 fq.)

Ein unfterbliches Denkmahl des Ruhms (fagte *Perikles* in feiner Lobrede auf die im Kriege Gebliebenen) vergütet den Tapferen den Verluft des Lebens — ein Denkmahl in dem Herzen der Nachwelt, welches glorreicher ift, als das, unter welchem ihre Leiber fchlummern. Für berühmte Männer ift die ganze Erde ein Denkmahl. Ihre Tugend ift nicht blofs in ihrer Heimath durch Trophäen und Infchriften geehrt, fondern durch ungefchriebene Denkmähler, die in dem Herzen aller Völker der Erde ruhn, und fichrer durch diefe, als durch irgend eine andere Art vergänglicher Monumente auf die Nachwelt gebracht werden. —

— Das Leben der Menfchen ift den Schlägen des Schickfals immerfort ausge-

ſetzt, — und nur diejenigen ſind glücklich zu preiſen, *deren Tod edel war.*

* * *

Dem Mann, der nie von Leiden ruht, iſt's Schmach,
Wenn er ſich doch nach langem Leben ſehnt.
Erfreut der Tag, der auf den andern folgt,
Uns nur, weil er dem Tode Säumniſs gibt?
Ich kaufte nicht für niedern Werth den Mann,
Der immer ſich an eitler Hoffnung wärmt.
Dem Edlen ziemt es, ſchön zu leben, ſchön
Zu ſterben.

Sophokles. (*Ajas* etc. v. 457 ff. nach *Chr. von Stolberg's* Ueberſ.)

* * *

Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wiſſen, daſs der Tod den Schlimmſten, wie den Beſten, gemein ſey? Denn

Lyſias, der Attiſche Redner. (Epitaphiſche Rede etc. nach der Ueberſ. in *Wieland's* Att.

Muſ. Bd. I. S. 253 f. Zürich. 1796. 8.)

der Tod verſäumt die Böſen ſo wenig, als er die Guten ſchont; er beweiſt ſich vielmehr gegen Alle gleich. — Unſre Natur kann den Krankheiten und dem Alter nicht widerſtehen, und der Genius, dem die Beſtimmung unſers Schickſals zu Theil ward, iſt unerbittlich. *Darum ſollte man diejenigen für die Seligſten achten, welche für das Gröſste und Herrlichſte kämpfend, ihr Leben endigten*; die es nicht dem Zufall überlieſsen, über ſie zu entſcheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, ſondern den ſchönſten wählten. — Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; beſungen aber als Unſterbliche, wegen ihrer Seelengröſse.

* * *

Antigone.

Sophokles. (Antig. v. 451 ff. nach *Fähſe'ns* Ueb.)

— — Die Götter prägeten
Das Urgeſetz tief in das Herz des Menſchen ein.

Drum hielt ich *dein* Gesetz nicht für so
wichtig, daſs
Ich dieses Götterrecht, das ungeschriebene,
Und nimmer wankende, verrücken dürfte,
ich,
Die Sterbliche! — Seit heut und gestern
ist es nicht,
Sein Ursprung ist verhüllt, sein Leben
Ewigkeit.
Nein, dieſs entweih' ich nie, durch fre-
chen Uebermuth
Geschreckt, und rufe nicht der Götter
Fluch auf mich.
Daſs hier mein Lohn der Tod sey, wuſst'
ich voraus; —
Für mich, die Arme, ist ein früher Tod
Gewinn.
Wie wär er's nicht für den, deſs ganzes
Leben so,
Wie mein's, ein Wechsel ist von Jammer,
Angst und Noth?
Drum ist für mich der Tod nicht Strafe
und nicht Schmerz.

Doch, unbegraben, ach! den Bruder da zu ſehn,
Dieſs wär', und nicht der Tod, der Schmerzen bitterſter.

*　*　*

Platon. (Apolog. *Socrat.* Opp. T. I. pag. 28. edit. *Henr. Steph.* 1578. Fol.)

Du urtheilſt falſch, o Menſch! wenn du in dem Wahne ſtehſt, *ein Mann, der nur noch einigen Werth habe, müſſe die Wahl zwiſchen Leben und Tod für ein Wagſtück halten.* Vielmehr muſs er einzig darauf ſehen, ob er im Fall des Handelns rechtmäſsig oder unrechtmäſsig handle, ob er durch ſeine Thaten ſich als einen guten oder ſchlechten Mann darſtelle.

In Wahrheit, ihr Athener! So verhält ſich die Sache! Den Poſten, auf den Jemand, weil er ihn für den beſten hielt, ſich ſelbſt geſtellt hat, oder auf den er geſtellt worden iſt, muſs er, meiner Meinung nach, ſelbſt in Gefahren

behaupten, und über alles in der Welt, ſelbſt den Tod nicht ausgenommen, muſs er hinwegſehen, nur über die Schande nicht. — —

* * *

Dem Tode durch flehende Bitten auszuweichen, achtete *Socrates* nicht würdig, ſondern glaubte vielmehr, daſs nun für ihn die rechte Zeit zu ſterben ſey. Daſs er alſo geſinnt war, erhellete noch offenbarer, als das Urtheil gegen ihn geſprochen war. Zuvörderſt, als ihm ſich ſelber eine Strafe feſtzuſetzen geheiſsen ward, that er es nicht, gab auch nicht zu, daſs es ſeine Freunde thäten, ſondern ſagte, es gezieme nur ſolchen, die ſich eines Unrechts ſchuldig bekennten. Ferner, als ſeine Freunde ihm zur heimlichen Entweichung die Hände boten, gab er ihnen nicht Gehör, ſondern fragte, gleichſam ſcherzend, ob ſie auſser dem

Xenophon. (Apol. *Socrat.* nach *Fr. L. v. Stolberg's* Ueberſetzung, im angeführt. W. S. 87 ff.)

Attischen Gebiet ein Plätzchen kennten, welches dem Tode nicht zugänglich wäre. — —

Derhalben, sprach er, daſs ich durch Unrecht sterbe, darf ich nicht von mir selbst geringer denken; es gereichet ja nicht mir, sondern denen zur Schande, die mich verdammten. So tröstet mich auch *Palamedes*, der mit mir auf ähnliche Weise starb, und noch jetzt weit schönern Inhalt zu Gesängen darbeut, als *Odysseus*, der ihm durch Unrecht den Tod bewirkte.

Ich weiſs, daſs die Zukunft und die vergangene Zeit mir das Zeugniſs geben werden, daſs ich niemahls einen Menschen beleidigte, daſs ich auch keinen schlimmer machte, sondern denen, die mit mir umgingen, wohl that, umsonst sie, nach Vermögen, unterrichtend in allem Guten.

Er machte ſich auf und ging von dannen, als er das geſagt hatte. Alles an ihm entſprach ſeinen Worten; heiter war ſein Blick, ſeine Gebehrde, ſein Gang. Als er ſeine Begleiter weinen ſah, ſprach er: Was iſt das? Nun weinet ihr? Wuſstet ihr nicht vorlängſt ſchon, daſs, ſeit ich geboren ward, mir die Natur den Tod zuerkannt hatte? Ja, wofern ich vor meiner Zeit ſtürbe, ſo möchten freylich meine Freunde und ich ſich drüber härmen; da ich aber jetzt, bey bevorſtehenden Beſchwerden, das Leben verlaſſe, ſo ſolltet ihr, dünket mich, wohlgemuth ſeyn allzumahl, als bey einem Glücke, das mir wiederfährt.

* * *

Nach aufgehobener Verſammlung (in der das Volk den *Phokion* mit ſeinen Freunden zum Tode verurtheilt hatte) führte man die Männer ins Gefängniſs. Die andern umarmten noch ihre Freunde

Plutarchos. (*Phokion*, nach *Kaltwaſſer's* Ueberſetz. der vergl. Lebensbeſchreib. Th. VII. Magdeb. 1803. 8. S. 199 ff.)

und Verwandten, und gingen mit lauten Klagen und Weinen ab; *Phokion* hingegen zeigte jetzt eben die Miene, wie wenn er sonst als Feldherr aus der Versammlung nach Hause begleitet wurde, und man konnte nicht umhin, die Gleichmuth und Seelengröfse des Mannes zu bewundern. Seine Feinde aber liefen neben ihm her, und stiefsen die ärgsten Schmähungen gegen ihn aus; ja, einer lief sogar auf ihn zu, und spukte ihn an. Da soll sich denn *Phokion* zu den Magistratspersonen gewendet und gesagt haben: „Will denn Niemand diesen ungezogenen Menschen Einhalt thun?"

Im Gefängnisse gerieth *Thudippus*, als er den Schierling reiben sah, in grofsen Unmuth, und beklagte sein Schicksal, dafs er auf eine so unwürdige Art mit *Phokion* sterben müfste. „Wie?" sagte dieser, „bist „du denn nicht zufrieden, dafs du mit „*Phokion* zugleich stirbst?" Auf die Frage

eines Freundes, ob er an feinen Sohn *Phokus* noch etwas zu beftellen hätte, antwortete er: „Allerdings, ich befehle „ihm, dafs er gegen die Athener keinen „Groll hegen folle.“ Da *Nikokles*, der fein vertrautefter Freund war, darum bat, dafs er ihn doch das Gift zuerft möchte trinken laffen, erwiederte er: „Diefe „Bitte ift für mich hart und traurig; aber „weil ich dir im Leben nie etwas abge-„fchlagen habe, fo bewillige ich dir auch „diefes.“

Nachdem Alle fchon ihren Theil getrunken hatten, fehlte es zuletzt für den *Phokion* an Gifte, und der Henker erklärte, er würde kein anderes reiben, wenn er nicht zwölf Drachmen bekäme, fo viel nämlich eine Drachme koftete. *Phokion* rief alfo, weil darüber viel Zeit verftrich, einen Freund, befchwerte fich, dafs man in Athen nicht einmahl umfonft fterben könnte, und bat ihn, dafs er dem Menfchen das Geld geben möchte. —

Indeſs wuſsten ſeine Feinde, gleich als wenn ihre Rache noch nicht hinlänglich befriediget wäre, eine Verordnung zu bewirken, daſs *Phokion's* Leichnam über die Grenze geſchafft, und kein Athener ſich unterſtehen ſollte, zu deſſen Beerdigung Feuer anzuzünden. Daher unterſtand ſich auch keiner ſeiner Freunde, ſeinen Leichnam anzurühren. Allein, ein gewiſſer *Konopion* verbrannte den über Eleuſin hinaus geſchafften Körper, wozu er das Feuer aus dem Megariſchen Gebiet holte. Eine Megarerin, die ihm dabey mit ihren Mägden an die Hand ging, errichtete daſelbſt dem *Phokion* ein Denkmahl, und begoſs es mit Trankopfern; die Gebeine aber ſammelte ſie in ihren Schooſs, trug ſie bey Nachtzeit in ihre Wohnung, und begrub ſie da neben dem Herde, indem ſie ſagte: „Dir, lieber „Herd, gebe ich dieſe Ueberbleibſel eines „rechtſchaffenen Mannes in Verwahrung; „gib ſie aber für das väterliche Begräbniſs

„zurück, wenn einmahl die Athener wie-
„der zur Vernunft kommen werden.“

* * *

Der Tapfere wird den Tod unter allen Uebeln am standhaftesten ertragen; denn er ist das Ende von Allem, und für den Todten ist nichts mehr, weder Gutes noch Böses.

Aristoteles. (Eth. III. 6, 7. nach der Ueb. von *Jenisch.* Danzig. 1791. 8.)

Tapfer heisst nur der, welcher einen anständigen Tod, und alles, was zu demselben führen kann, nicht fürchtet. —

Durch den Tod der Armuth, der Liebe, oder irgend einer andern Beschwerde zu entfliehen, das beweiset nicht Tapferkeit, sondern Feigheit. Denn es ist Weichlichkeit, Beschwerde zu meiden: er entschliesst sich zum Tode, nicht, weil es in diesem Fall anständig ist, sondern weil er dem Uebel entgehen will.

* * *

Platon. (Gorgias. Opp. T. I. p. 512. ed. cit.)

Siehe doch einmahl zu, du Glücklicher, *ob es nicht etwas ganz anderes ſey, edel und gut, als lebendig bleiben, oder lebendig erhalten werden.* Wer einen wahrhaft männlichen Sinn hat, wünſcht nicht etwa ſo oder ſo lange zu leben (denn ſo lebensſüchtig iſt er nicht), ſondern er überläſst das der Gottheit, und glaubt es ſelbſt den Weibern, daſs ohnehin Niemand ſeinem Schickſale entfliehen werde, und ſo unterſucht er denn bloſs, *auf welche Art er die Zeit, die er zu durchleben hat, am beſten durchleben könne.*

* * *

Xenophon. (De Cyri Perſ. rege inſtitut. L. VIII. Opp. omn. ex edit. Jo. Lewenklai. T. II. Baſil. 1572. Fol. p. 186 ſqq.)

Ich habe (ſagte der ſterbende *Cyrus*) mehrere Gründe, zu hoffen, daſs meine Seele nach dem Tode des jetzt zuſammenfallenden Körpers nicht untergehen, noch die ihr eigenthümlichen Vorzüge verlieren werde. Allein, wenn ſie auch zugleich mit dem Leibe ſterben ſollte, ſo iſt auch dieſs

bevorstehende Schicksal nicht im Stande, mich niederzuschlagen und trostlos zu machen. Was kann für einen Menschenfreund süsser und beseligender seyn, als die Vorstellung, mit der Erde wieder vereiniget zu werden, die alles, was gut und schön ist, erzeuget und ernähret, die ihn selbst so lange getragen und erhalten hat! Was tröstender, als der Gedanke, durch die Rückkehr der aufgelösten Theile seines Leibes in den Schooss der mütterlichen Erde auch nach dem Tode noch den Menschen nützlich zu werden, welche zu lieben und glücklich zu machen, im Leben selbst seine wichtigste Beschäftigung war!

* * *

Es ist dir nicht unbekannt, dass den Menschen, wie sich der Gedanke an den Tod näher herzudrängt, eine bange Besorgniss an das, was ihm vorher gar nicht in den Sinn kam, überfällt; dass

Platon. (De Republ. L. I. nach *Fähse'ns* Uebers. Bd. I. S.216 f. Leipz. 1800. 8.)

jene allgemein bekannten und bisher von ihm verlachten Mythen von der Unterwelt und den Strafen der Ungerechten dann ſeine Seele mit der Frage, ob ſie auch wohl wahr ſeyn möchten, erſchüttern; daſs er entweder aus Schwäche des Alters, oder weil er ſie wegen der gröſsern Nähe genauer unterſcheiden kann, beſorgter und ängſtlicher wird, ſchon anfängt, mit ſich Rechnung zu machen, und um ſich herum zu ſehen, ob er wohl Jemanden Unrecht gethan habe. Wer nun ſein Leben voll von Laſtern findet, der ſchreckt oft, wie die Kinder, aus dem Schlafe auf, zittert und bebt, und quält ſich mit banger Furcht. Dem aber, deſſen Herz rein von allen ſolchen Flekken iſt, ſteht immer die ſüſse Hoffnung, dieſe, nach dem *Pindariſchen* Ausdrucke, zärtliche Pflegerin des Alters, zur Seite; denn lieblich iſt ſein Geſang: „Den „reines Herzens und heiliger Empfindun„gen begleitet die ſüſse herzſtärkende

„Hoffnung, dieſe Pflegerin des Alters, die „das veränderliche Herz des Menſchen „beſonders leitet.“ —

* * *

Wenn die Elemente, aus welchen wir zuſammengeſetzt ſind, einmahl aufgelöst, und das Geiſtige in uns, die Seele, in ihr eigenthümliches Gebiet zurückgeſetzt worden; ſo iſt das, was man den Leib nennt, jene irdiſche vernunftloſe Subſtanz, nicht der Menſch. Denn, was **wir** ſind, das iſt die Seele, das unſterbliche Lebendige, die in eine ſterbliche Hülle eingeſchloſſen iſt: die Natur hat ſie mit dem Leibe wie umkleidet, daſs ſie durch ihn unangenehme Empfindungen erfahren ſollte. Die Wolluſt, die er genieſst, iſt trüglicher Schein, vorbeyrauſchend, und mit mannigfaltigen Schmerzen untermiſcht; ſein Weh wirklich, anhaltend und ohne alle Luſt. Noch hat ſie ihm Krankheiten und manches, was

Aeſchines, der Sokratiker. (*Axiochos*, nach der Ueb. von *Conz*; im Muſ. f. d. gr. u. röm. Litt. St. I. Zürich, 1794. S. 73. f.)

die äuſsern Sinnenwerkzeuge quälen muſs, anbedungen, wozu ſich auch die innern Uebel geſellen. Dieſen von allen Seiten her zugänglich, in einem nothwendigen Kampfe mit ihnen, ſchmachtet und dürſtet die Seele nach den ihr verwandten Lichträumen des Himmels, und ſtrebet hinauf nach dem Leben und der harmoniſchen Gemeinſchaft unter den Sphären dort oben, ſo, daſs der Uebergang von dieſem Leben eine Umwandlung vom Böſen ins Gute wird.

* * *

Platon. (De republ. L. X. nach *Wolff's* Ueberſ. Bd. II. S. 302. Altona, 1799. 8.)

— Laſst uns an dem Glauben feſt halten, daſs die Seele unſterblich und für die Aufnahme aller Uebel und aller Güter empfänglich ſey. Laſst uns daher den Weg zum Himmel hinanſtreben, und uns der Gerechtigkeit und Weisheit aus allen Kräften befleiſsigen, damit wir mit uns ſelber und den Göttern in Freundſchaft leben, damit wir ſchon hier, als Sieger

gekrönt, die Preisbelohnungen der Tugend empfangen, und dereinst auf jener tausendjährigen Wanderung uns glücklich fühlen mögen.

* * *

— Es gibt so viele und schöne Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Denn gewiss, ein vergängliches Wesen würde sich nimmer zu so erhabenen Unternehmungen emporschwingen, würde nimmer die Stärke viel mehr vermögender Thiere verachten, Meere durchsegeln, Städte erbauen und Staaten gründen können; würde nimmer das Auge zum Himmel erheben, und den Umlauf der Gestirne, den Gang der Sonne und des Mondes, ihren Aufgang und Niedergang, ihre Verfinsterungen und schnellen und jährlichen Abweichungen erforschen und bestimmen dürfen; — — nimmer die Veränderungen der Welt für die Nachkommenschaft aufzeichnen und verewigen, wenn nicht eine göttliche

Aeschines. (*Axioch.* etc. nach der Ueb. v. *Conz*, a.a.O. S. 82 f.)

Kraft die Seele belebte, wodurch ſie Einſicht und Kenntniſs von all dieſen groſsen Ereigniſſen erlangte. Gewiſs alſo geheſt du nicht zum Tode, ſondern zur Unſterblichkeit über; gewiſs wirſt du der Genüſſe des Guten nicht beraubt, vielmehr weit reinerer theilhaftig werden; wirſt Freuden einernten, auf welche dein ſterblicher Theil nicht mehr einfließst, nein! die von allen Schmerzen unvermiſcht ſind; denn, erledigt aus jenem Gefängniſſe, wirſt du dahin gelangen, wo alles Leid, und aller Schmerz, und alles Alter aufhört.

Empfangen wird dich ein Leben voll Ruhe, das, nimmer ſchwanger mit Uebeln, in ewig ungetrübter Stille dich umfließst, wo du die Natur erforſchen, und unbekümmert um den Beyfall der Schaubühne des Volks, dein Nachdenken allein der ewig heiligen Wahrheit widmen kannſt.

* * *

Lafst uns die Todten mit Erde bedecken, und jeder Theil kehre dahin zurück, wo er herkam: der Geift in die höhern Regionen, der Körper zur Erde. Wir befitzen diefen nicht eigenthümlich, fondern nur fo lange, als wir ihn bewohnen; wir haben ihn feiner Mutter zurückgegeben.

Mofchion von Syracus. (*Stob.* Serm. CCXXII.)

* * *

Lafst uns unfere Freunde mäfsig betrauren; denn fie find nicht geftorben, fondern jenen Weg voran gegangen, den Alle nothwendig betreten müffen. Wir werden uns wieder treffen, und gemeinfchaftlich ein anderes Leben fortführen können.

Antiphanes. (*Stob.* Serm. CXXIII.)

* * *

O *Jupiter*! warum haft du die kurze Zeit, die du uns zu leben gabft, nicht von Kummer befreyt?

Euphronos, der Komik. (Comicor. Sent. gr. et lat. per *Jacob Hertelium*. Bafil. 8. p. 630.)

* * *

Sophokles. (Electra etc. v. 1191 ſq. nach *Chr. von Stolberg's* Ueberſ. Bd. I.)

— Jamm're mehr nicht, als dir ziemt;
Denn unſer aller Erbtheil iſt der Tod!

*　　*　　*

Philemon. (Comic. Gr. Sent. ex edit. *Henr. Steph.* p. 385 ſq.)

Der Menſchen Viele machen ſich das Uebel
Noch gröſser, als es iſt. Dem ſtarb ein Sohn;
Dem eine Mutter; dem, beym *Jupiter*!
Gar ein Verwandter. Nähm' er's, wie es iſt,
So ſtarb ein Menſch. Das iſt an ſich das Uebel.
Nun aber ruft er aus: „Das Leben iſt für mich
Kein Leben mehr! Er iſt dahin! Ich werd' ihn
Nie wieder ſehn!" Er ſieht den Unglücksfall
Allein in ſich, und häuft auf Uebel Uebel.
Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie

Es an ſich ſelbſt, und nicht für ihn nur
ſey,
Empfängt das Glück, und hält das Un-
glück fern.

* * *

Das Letzte, was aller Menſchen wartet, iſt der Tod, dem keiner entgehen kann.

Demoſthenes, der Attiſche Redner. (Pro Corona, Edit. *Reiskii*, Vol. I. p. 558. Lips. 1770. 8.)

* * *

Aeſchylos hat ganz Recht, wenn er diejenigen, welche den Tod für ein Unglück halten, mit dieſen Worten beſtraft:

Plutarchos. (Troſtſchr. an d. *Apoll*. Bd. I. der mor. Abh. nach *Kaltwaſſer's* Ueberſetz. S. 347 f.)

„Mit Unrecht iſt der Tod den Sterb-
lichen verhaſst,
„Er, der aus vielem Jammer uns erret-
ten kann."

Dieſem ahmt ein anderer Dichter nach, wenn er ſagt:

„Komm, Tod, du Arzt, der ſich're
Hülfe bringt!
„Mein einz'ger Hafen biſt du auf der
Welt."

Groſs iſt es, wenn man unerſchrocken und mit Ueberzeugung ſagen kann:

Wer iſt ein Sklav? — Der niemahls an den Tod gedenkt.

Und was iſt denn auch eben ſo Unangenehmes und Klägliches beym Sterben? Da der Tod vielleicht nur allzu ſehr mit uns bekannt und vereiniget iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum er für ſo gar ſchmerzhaft gehalten wird. Warum wundert man ſich, wenn das Trennbare zertrennt, das Schmelzbare zerſchmolzen, das Brennbare verbrannt, das Vergängliche vernichtet wird? Iſt wohl der Tod zu irgend einer Zeit nicht in uns?

„Lebend und todt," ſagt *Heraklitos*, „wachend und ſchlafend, jung und alt,

„ist immer ein und dasselbe; denn dieses „wird nur in jenes, und jenes wieder in „dieses verwandelt." —

Die erste Ursache, die uns das Licht der Sonne zeigt, eben diese führt auch das finstere Schattenreich herbey. Ein Bild davon ist gewisser Massen die uns umgebende Luft, da sie wechselsweise Tag und Nacht macht, Leben und Tod, Schlaf und Wachen uns zuführt. Deswegen sagt man auch, das Leben sey eine wieder zu bezahlende Schuld, die unsere Vorväter vom Verhängnisse erborgt hätten; diese müssten wir, so bald der Gläubiger sie fordert, gelassen und ohne Seufzen bezahlen, wenn wir nicht für undankbare und betrügerische Schuldner wollten gehalten seyn.

* * *

Jegliches, was aus Erde zuvor war, kehret in Erde
Wieder zurück; was aber aus Aether-Räumen gesandt war,

Lucretius. (De nat. rer. L. II. v. 998 sqq.)

Solches ſteigt hoch wieder empor im Bezirke des Himmels.
Und nicht raffet die Dinge der Tod ſo, daſs er des Weſens
Stoffe vertilgt; nein, bloſs die Verſammelung trennet er jenen. *)

* * *

Epictetus. (Enchirid. X.) Nicht die Dinge ſelbſt, ſondern die Urtheile von den Dingen, beunruhigen die Menſchen. So iſt der Tod an ſich nichts Schreckliches, ſonſt hätte ihn auch *Socrates* dafür gehalten; ſondern das Urtheil vom Tode, daſs er etwas Schreckliches ſey, dieſes iſt das Schreckliche ſelbſt.

* * *

Cicero. (Tusc. Quaeſt. L. I. c. 38.) Wer ſich das ſanfteſte Bild vom Tode macht, vergleicht ihn mit dem

*) Vergl. die S. 4 ff. angeführten Ausſprüche des Ebräiſch. Verf. von *Koheleth's* Lehren, und des *Homeros*, *Euripides* und *Phocylides*, S. 27 u. 28.

Schlafe. — Der Schlaf ist das Bild des Todes; du hüllest dich täglich in dieses, und bist noch ungewiss, ob im Tode eine Empfindung sey, ob du gleich an seinem Gegenbilde keine gewahr wirst. —

* * *

O du, wer du auch bist, geh' in die Geschichte zurücke,
Und dann sprich zu dir selbst: Der unvergleichliche *Ancus*,
(Ungleich besser als du durch tausendfache Verdienste,
Undankbarer Mensch) der unvergleichliche *Ancus*
That die Augen zu. Viel andre mächtige Fürsten,
Grosser Staaten Regenten, wo sind sie? — Sie starben. Er selber,
Der sich den Weg sogar einst durch den Ocean bahnte,

Lucretius. (De nat. rer. L. III. v. 1036 sqq. 1091 sq. nach *Meineke'ns* Uebersetz. Bd. I. Lpz. 1795. 8.)

Und Legionen befahl, durch Meereswogen zu ziehen,
Ueber die salzige Fluth, des furchtbaren Brausens nicht achtend,
Fufsvolk schreiten lehrte — auch diesem brachen die Augen,
Und sein Geist entfloh aus morscher sterblicher Hülle!

Jener *Scipiade*, das Schrecken des stolzen Carthago,
Gleich dem Blitz in der Schlacht — auch seine Gebeine bedecket
Staub des Grabes, als wär' er ein feiler Sclave gewesen.
Setz' hinzu die Erfinder der Wissenschaften und Künste,
Denk' an der Musen Gefolg', und ihren Führer *Homeros:*
Ach, gleich Andern geniefst auch er der Ruhe des Grabes!

Als dem *Democrit* im hohen Alter des Geiſtes
Schwäche fühlbar ward, da ſtreckt' er dem kommenden Tode
Gern ſein Haupt entgegen. Der erſte denkender Köpfe,
Selbſt mein *Epicur*, der, wie die Sonne beym Aufgang
Alle Geſtirne des Himmels, ſo alle Köpf' überſtrahlte,
Schloſs die Augen zu, und ſchlummert neben den Andern.

Und nun ſträubeſt du, du, dich zu ſterben, der ſelbſt ſchon
Todt bey ſehenden Augen, und bey lebendigem Leib iſt? — —
— Einmahl iſt uns gewiſs des Lebens Grenze bezeichnet;
Niemand wird ihm entgehn, dem treffenden Schlage des Todes.

* * *

Cicero. (Tusc. Quaest. L. I. C. 40, 41, 42. nach *Drück's* Uebersetz. im Mus. f. d. gr. u. röm. Litt. St. 1. Zürich, 1794. 8.)

— Welches Interesse hat nicht die Geschichte des *Theramenes* für mich! mit welcher erhabenen Seele erscheint er darin! Zwar beym Lesen derselben kann ich meine Thränen nicht zurück halten; und doch stirbt der ruhmvolle Mann gar nicht auf eine klägliche Art. Auf Befehl der dreyssig Tyrannen ins Gefängniss geworfen, schlürft er das Gift, wie wenn er Durst darnach hätte, und schüttet das Uebrige aus dem Becher auf den Boden, dass es tönt. Er lächelt dabey; „*ich bringe dieses*," sagt er, „*dem schönen Kritias zu.*" Es ist nämlich Sitte der Griechen bey Gastmahlen, denjenigen zu nennen, dem man den Becher bringen will; und *Kritias* war der heftigste Feind des *Theramenes*. —

Der vortreffliche Mann scherzte also noch im letzten Augenblicke seines Lebens, zu einer Zeit, wo er den Tod schon in sich geschlungen hatte, und prophe-

zeite richtig dem, welchem er das Gift zugetrunken, den Tod, welchen dieser kurz darauf starb. Diesen Gleichmuth der entschlossensten Seele mitten im Tode, wie könnte derjenige ihn loben, welcher den Tod für ein Uebel hielte? — — Wenige Jahre hernach kommt *Socrates*, durch das nämliche Verbrechen von Richtern, wie *Theramenes* durch das von Tyrannen, in das nämliche Gefängniss, und trinkt den nämlichen Becher. Höre nur die Rede, welche ihn *Platon*, als er schon zum Tode verurtheilt war, vor seinen Richtern halten lässt.

„*Ich habe grosse Hoffnung, ihr Richter,*“ sagte er, „*dass es mir gut gehe, da ich dem Tode übergeben werde. Denn eines von beyden muss nothwendig seyn: entweder nimmt der Tod überhaupt alle Empfindung, oder man geht durch den Tod aus dieser Welt an einen andern Ort. Wird nun alle Empfindung zernichtet,*

und ist der Tod dem Schlafe ähnlich, der zuweilen, auch ohne Träume, die sanfteste Ruhe gewährt: gute Götter! welcher Gewinn ist es dann, zu sterben! oder wie viele Tage im Leben könnte man finden, die man einer solchen Nacht vorziehen möchte! und wer ist seliger, als ich wenn die ununterbrochene Dauer aller folgenden Zeiten dieser Nacht ähnlich ist! Ist aber die andere Meinung wahr, und ist der Tod nur ein Auswandern nach denjenigen Gegenden, welche die abgeschiedenen Seelen bewohnen: nun so ist es noch viel seliger für mich, denen, welche hier für Richter angesehen seyn wollen, entgangen zu seyn, und zu jenen zu kommen, welche mit Recht den Nahmen der Richter verdienen, zu einem Minos, Rhadamanthus, Aeakus, Triptolemus; und die anzutreffen, welche gerecht und gewissenhaft gelebt haben. Eine solche Reise — kann sie euch unbedeutend scheinen? oder könnet ihr es gering achten, mit Orpheus, Musaeus,

Homeros, Hesiodus umgehen zu dürfen? Ich wenigstens wollte gern, wenn es möglich wäre, eines vielfachen Todes sterben, um die Freuden zu finden, von welchen ich so eben sprach. Aber welches reizende Vergnügen wäre erst das für mich, wenn ich einem Palamedes, einem Ajax oder Andern, die unter dem Urtheile ungerechter Menschen gelitten haben, begegnete! Auch würd' ich die Kenntnisse und Erfahrungen eines Sisyphus, eines Ulysses, und des königlichen Anführers, welcher das gröfste Heer vor Troja gebracht hat, ausforschen, und wegen Fortsetzung dieser, hier schon gehabten, Gewohnheit gewifs nicht zum Tode verurtheilt werden. Aber auch ihr, ihr Richter, die ihr mich freysprachet, fürchtet den Tod nicht. Denn einem rechtschaffenen Manne kann nie etwas Böses begegnen, weder im Leben, noch im Tode; und nie werden seine Angelegenheiten der waltenden Aufsicht der unsterblichen Götter entgehen. Ist doch meine eigene

gegenwärtige Lage kein Werk des Zufalls. Uebrigens hab' ich keinen Grund, weder über meine Ankläger, noch über meine Verurtheiler ungehalten zu ſeyn, es müſste denn ſeyn, daſs ſie mir zu ſchaden geglaubt haben."

So ungefähr ſprach *Socrates.* Aber nichts iſt ſchöner, als der Schluſs ſeiner Rede: „*Es iſt Zeit,*" ſagt er, „*zu gehen, für mich, um zu ſterben, für euch, um thätig für dieſes Leben zu ſeyn. Welches das Beſſere iſt, wiſſen die unſterblichen Götter; ein Menſch dürfte ſchwerlich es wiſſen.*"

Bey Gott! eine ſolche Geſinnung wünſchte ich mir unendliche Mahl mehr, als die Glücksumſtände derer, welche über einen *Socrates* gerichtet haben. — Uebrigens, welches beſſer ſey, weiſs er ſelbſt wohl, wenn er gleich ſagt, auſser den Göttern wiſſe es niemand. Er hatte ſich auch vorher deutlich darüber erklärt; allein

er bleibt ſeinem Grundſatze, nichts zu behaupten, bis ans Ende getreu. Wir hingegen wollen nun uns das zum Grundſatze machen, nichts für ein Uebel zu halten, *was die Natur als Loos für Alle beſtimmt hat*, und einſehen lernen, daſs, wenn der Tod ein Uebel iſt, das Uebel endlos ſey. Denn der Tod iſt das Ende eines unglücklichen Lebens; iſt er nun ſelbſt auch ein Unglück, ſo iſt des Unglücks kein Ende.

Aber warum nur Beyſpiele von einem *Socrates* oder *Theramenes*, Männern von ganz vorzüglicher Tugend und Weisheit? Hat doch ein gemeiner Lacedämonier den Tod eben ſo muthvoll verachtet. Er war von den Ephoren zu demſelben verurtheilt; auf dem Wege zum Richtplatze hatte er eine heitere und frohe Miene. „*Du verachteſt*,“ ſagte ein Feind zu ihm, „*die Geſetze Lykurg's?*“ „*So gar nicht*,“ war ſeine Antwort, „*daſs ich ihm*

vielmehr den gröſsten Dank weiſs, weil er eine Strafe mir auflegte, die ich, ohne Schulden machen zu müſſen, entrichten kann." Wahrhaftig ein Mann, Sparta's würdig! mit einer ſo groſsen Seele, daſs ich ihn für unſchuldig verurtheilt halten möchte! Solcher Männer hatte unſer Staat unzählige. Ich will nicht Feldherren und Staatsmänner hier nennen. Ganze Legionen, ſchreibt *Cato*, gingen oft mit frohem Muthe an den Ort, von dem ſie glaubten, daſs ſie nicht mehr zurückkommen würden. Mit gleichem Muthe ſtarben die Lacedämonier bey Thermopylä, auf welche *Simonides* die bekannte Grabſchrift verfertigte:

„*Wanderer, kommſt du nach Sparta,*
verkündige dorten, du habeſt
„*Uns hier liegen geſehn, wie das*
Geſetz es befahl."

* * *

Kleomenes (König von Sparta und Wiederherſteller der Lykurgiſchen Zucht), nachdem er von neuem alle ſeine Kräfte aufgeboten und durch wiederholte groſse Thaten Griechenland mehr als je zuvor in Erſtaunen geſetzt hatte, muſste, nach einem unglücklichen Treffen, bey Sellaſia, (gegen den Macedoniſchen *Antigonus*) ſich ſelbſt zur Flucht entſchlieſsen. Er ſchiffte ſich zu Gythium mit einigen Freunden ein, und war ſchon nahe bey Cyrene, als einer ſeiner Begleiter, *Therykion*, ein Mann, der in ſeinen Thaten immer groſsen Muth gezeigt, in ſeinen Worten aber etwas Hochfahrendes und Ruhmrediges hatte, ihn bey Seite zog, und zu ihm ſagte: „Den ſchönſten Tod, o König, haben „wir auf dem Schlachtfelde, wo er ſich „uns anbot, entwiſchen laſſen, obgleich „zuvor uns Alle ſagen hörten, daſs dem „*Antigonus* der Sieg nicht anders als mit „dem Tode des Königs von Sparta zu „Theil werden ſollte. Jetzt bleibt ein

Plutarchos. (Aus dem Leb. des *Kleomenes*, nach *Jacobi's* Ueberſetz. im Woldem. Königsb. 1794. S. 194 ff.)

„anderer Tod uns übrig, der an Ruhm „und Tapferkeit dem ersten wenig nach-„gibt. Wohin schiffen wir so, ohne ver-„nünftigen Grund? Warum fliehen wir „vor dem, was uns nahe liegt, um es in „weiter Ferne aufzusuchen? Denn wenn „es Herakliden keine Schande bringt, den „Nachkömmlingen des *Philipp* und *Alexan-„der* sich zu unterwerfen, so dürfen wir „der Schifffahrt nur entsagen, und uns dem „*Antigonus* ergeben. — — Ist es aber „unser unwürdig, sogar denen zu gehor-„chen, die mit ihren Waffen uns besiegt „haben; warum machen wir denn einen „Mann zu unserm Herrn, der diesen Vor-„theil nicht einmahl über uns erhalten „hat? Etwa, damit wir uns statt Eines „Siegers zwey geben; den *Antigonus*, „vor dem wir fliehen, und den *Ptole-„maeus*, dessen Gunst wir erschmeicheln „müssen? Oder gehen wir um der Kö-„niginn, deiner Mutter willen, nach

„Aegypten? *) Wahrlich, dieſer bereiteſt „du ein ſchönes und erfreuliches Schau„ſpiel, indem du ihr Gelegenheit ver„ſchaffſt, den Weibern des *Ptolemaeus* ih„ren Sohn zu zeigen, wie er aus einem „Könige ein Flüchtling und Gefangener „geworden iſt! Laſs uns vielmehr, da „wir unſeres Schwertes noch mächtig „ſind, und Sparta noch vor unſern Augen „liegt, dieſem unglücklichen Leben ein „Ende machen, und uns dadurch bey de„nen rechtfertigen, die bey Sellaſia für ihr „Vaterland geſtorben ſind! Oder dünket „es dir rühmlicher, in Aegypten die Nach„richt abzuwarten, was für einen Satrapen „*Antigonus* über Sparta beſtellet hat?"

Auf dieſe Vorſtellungen des *Therykion* antwortete *Kleomenes*: „Feigherziger!

*) *Kleomenes* hatte früher den Aegyptiſchen König *Ptolemaeus* um Beyſtand angerufen, worauf dieſer von ihm verlangte, daſs er ſeine Mutter und Kinder als Geiſseln ſchicken ſollte. Das edle Weib hatte ſich auch ſogleich deswegen nach Aegypten begeben.

„indem du zu sterben suchst, welches un-
„ter allen menschlichen Dingen das leich-
„teste und immer in eines Jeden Gewalt
„ist, willst du dir den Schein der Tapfer-
„keit geben, und ergreifst dadurch eine
„schändlichere Flucht, als diejenige, die
„du rügest. Mehr als ein Mahl haben,
„durch das Glück oder durch die Menge
„besiegt, Männer, die weit besser waren,
„als wir, vor ihren Feinden fliehen müs-
„sen; wer aber vor Mühseligkeiten und
„Beschwerden flieht, oder von dem Lob
„und Tadel anderer Menschen sich bemei-
„stern läst, ist ein Sclave seiner eigenen
„Schwäche. *Der selbst gewählte Tod muss*
„*eine Handlung, nicht eine Flucht vor*
„*Handlungen seyn, und es ist nichts schänd-*
„*licher, als für sich allein zu leben oder zu*
„*sterben.* Zu einer solchen Schande aber
„führt dein Rath, unsern gegenwärti-
„gen Uebeln durch einen Tod zu entflie-
„hen, der weder Ehrenvolles noch Nütz-
„liches stiftet. Mein Rath hingegen ist,

„daſs wir beyde, ſowohl du als ich, die „Hoffnung, unſerm Vaterlande nützlich zu „ſeyn, noch nicht aufgeben. Verläſst uns „dieſe Hoffnung ganz, ſo wird es uns ein „Leichtes ſeyn, unſerm Leben, wenn wir „Luſt haben, ein Ende zu machen."

Therykion erwiederte dem *Kleomenes* nichts auf dieſe Rede. So bald er aber Gelegenheit fand, ſich von ihm zu entfernen, ſuchte er einen einſamen Ort am Ufer auf, wo er ſich entleibte.

Kleomenes landete in Lybien, und kam, unter einer königlichen Begleitung, zu Alexandrien an. — — —

Ptolemaeus ſtarb, ehe er ſein Verſprechen hatte erfüllen können. Unter ſeinem elenden Nachfolger kam es zuletzt dahin, daſs *Kleomenes* mit ſeinen Freunden in der ihnen eingeräumten Wohnung eingeſchloſſen wurde, und man ſie, als Gefangene, auf das ſtrengſte bewachte.

Mit vieler Mühe und Lift entkamen fie an einem Tage. Sie hofften, einen Aufruhr zu erregen, und fich der Citadelle zu bemächtigen. Der Anfchlag mifslang. Hierauf ermahnte *Kleomenes* feine Freunde zu einem freywilligen Tode. *Hippotas*, gebrechlich und äufserft ermüdet, empfing, auf fein Bitten, den Tod von einem der Jüngften der Gefellfchaft; alle die andern ftarben edler durch ihre eigene Hand. Der einzige *Pantheus* blieb noch übrig, welcher die Mauern von Megalopolis bey der Einnahme diefer Stadt zuerft erftiegen hatte; ein fchöner junger Mann, von der Natur mit allen Anlagen zu den trefflichften Eigenfchaften, wodurch in früheren Zeiten feine Landsleute fich hervorgethan, gebildet, und aus diefem Grunde ein Liebling des *Kleomenes*. Er hatte von diefem den Befehl erhalten, nicht eher Hand an fich zu legen, als bis er ihn und alle übrigen des Lebens völlig beraubt fähe. *Pantheus* nahm daher der Reihe nach mit

einem jeden der Entleibten die Untersuchung vor, berührte ſie mit der Spitze ſeines Degens, und gab ſorgfältig Acht, ob ſich irgendwo in ihnen noch eine Spur des Lebens zeigte. Da er in den Geſichtszügen des *Kleomenes*, als er dieſen in die Ferſe ſtach, noch eine Zuckung bemerkte, ſo küſste er ihn, lieſs ſich neben ihm nieder, und wartete ſein völliges Hinſcheiden ab; darauf raubte er auch ſich das Leben, nachdem er den Leichnam des Königs noch ein Mahl umarmt hatte.

So ſtarb *Kleomenes*, ein groſser und edler Mann. —

Das Gerücht von ſeinem Tode verbreitete ſich ſchnell durch die ganze Stadt, und drang zu ſeiner Mutter *Kataſiklea*. Der Muth dieſer ſtandhaften Frau wurde dieſs Mahl von der Gröſse ihres Unglücks überwältigt; ſie ſchloſs die Söhne des *Kleomenes* in ihre Arme, und fing laut über ſie zu weinen an. Der älteſte,

nachdem er ſich aus ihren Armen losgeriſſen, und heimlich das Dach erſtiegen hatte, ſtürzte ſich von dort auf den Kopf herab. Doch ſtarb er, ob gleich hart beſchädigt, nicht von dieſem Falle: man hob ihn auf, und trug ihn weg, ungeachtet ſeines Geſchreyes und der Aeuſserungen ſeines Unwillens gegen diejenigen, welche ihm das Leben zu friſten ſuchten.

Auf die Nachricht von dem Vorgegangenen lieſs der König den Leichnam des *Kleomenes* öffentlich aufhängen; zugleich ertheilte er Befehl, die Kinder deſſelben nebſt ſeiner Mutter und allen Weibern ihres Gefolges hinzurichten. Unter den letztern war des *Pantheus* Gemahlin; eine Frau von der ſchönſten und edelſten Bildung. Sie und ihr Gemahl waren Neuvermählte, und brannten noch vom erſten Feuer der Liebe, als ihr unglückliches Schickſal ſie traf. — —

Als *Katasiklea* von den Soldaten zur Richtstätte geführet wurde, reichte ihr die Gemahlin des *Pantheus* unterweges die Hand, trug die Schleppe ihres Kleides, und sprach ihr Muth ein, obgleich *Katasiklea* selbst den Tod nicht fürchtete, und um nichts als um die Gnade bat, daſs man ihr vor ihren Enkeln das Leben nehmen möchte. Ihrer Bitte ungeachtet, richtete man diese zuerst und vor ihren Augen hin. Aber *Katasiklea* blieb standhaft bey dem schrecklichen Anblick, und unter so groſsen Leiden lieſs sie nur die Worte hören: „Meine Kinder, ach! wo seyd „ihr hingekommen!"

Des *Pantheus* Gemahlin, welche groſs und stark war, schürzte, ohne ein Wort zu reden, ruhig ihr Kleid auf, legte die Getödteten zurecht, bedeckte und verhüllte sie, so gut es nach den Umständen möglich war. Endlich bereitete sie sich selbst zu ihrer Hinrichtung, zog ihr aufgeschürztes

Kleid herab, und erlaubte Niemanden, ſie zu ſehen oder zu berühren, als allein dem zur Vollziehung des Urtheils beſtellten Henker. Sie ſtarb mit Heldenmuthe; und nach ihrem Tode hatte Niemand nöthig, ihren Körper zu bedecken, ſo groſs war ihre Sorgfalt geweſen, den Anſtand der Seele und des Körpers, wodurch ſie in ihrem Leben ſich ausgezeichnet hatte, auch noch in den letzten Augenblicken zu bewahren.

Auf ſolche Weiſe zeigte Sparta, in einer Trauerſcene, worin die Weiber mit den Männern um den Preis der Standhaftigkeit und des Muthes wetteiferten, *daſs die Tugend von dem Glück nicht überwältigt werden kann.*

* * *

Lukianos von Samoſata. (Lobſchr. auf den *Demoſth.* Thl. VI. der ſämmtl. Werke nach *Wieland's* Ueb. S. 169 f. Lpz. 1789. 8.)

Es iſt etwas ſehr Intereſſantes, zu ſehen, wie ſich der Charakter eines groſsen Mannes in den letzten Stunden ſeines Lebens zu erkennen gibt — ob er ſeine Spannung verlor, und in ſich ſelbſt

zusammensank, oder ob sich seine Seele bis ans Ende in immer gleicher Stärke und Erhabenheit erhielt. —

* * *

Ich muss sterben; — aber muss ich auch deswegen unter Seufzern sterben? — —

Epictetus. (*Arrian.* de Epict. Disput. L. I. c. 1 et 2. nach *Schulze'ns* Uebers. Th. I. Altona, 1801. 8.)

Man kündigte dem *Agrippinus* an, es werde über ihn im Senat das Urtheil gefällt. — „*Auf gut Glück!*" — Aber die fünfte Stunde war da; (um diese pflegte er den Leib zu üben und dann das kalte Bad zu gebrauchen.) — „*Lass uns also hingehen, und uns Bewegung machen!*" — Als er eben mit der Leibesübung beschäftigt ist, kommt einer zu ihm und sagt: du bist verurtheilt. — „*Zur Verbannung,*" fragt er, „*oder zum Todte?*" — Zur Verbannung. — „*So wollen wir nach Aricia gehen und da zu Mittag essen.*"

Diess heisst im Voraus erwogen haben, was man in Erwägung ziehen muss: die

Neigung und Abneigung über jedes Hindernifs und über jeden Fall erhaben gemacht zu haben. — Sterben mufs ich; wenn jetzt, fo fterbe ich; wenn bald nachher, fo fpeife ich jetzt noch zu Mittag, wenn die Stunde anders da ift, und dann fterbe ich. Wie? So wie es fich für den geziemt, der etwas zurückgibt, was nicht ihm gehört. — —

Diefs erkannte auch *Priscus Helvidius*, erkannte es und handelte darnach. Denn als *Vespafian* ihm fagte, er folle nicht in den Senat gehen, fo gab er ihm zur Antwort: „*Es fteht in deiner Gewalt, mich nicht länger Mitglied des Senats feyn zu laffen; fo lange ich es aber bin, fo ift es meine Pflicht, in den Senat zu gehen.*“ Wohlan denn, gehe hinein, fagte er, aber fchweige ftille. — „*Frage mich nicht um meine Meinung, und ich werde ftille fchweigen.*“ — Aber ich mufs dich um deine Meinung fragen. — „*Und ich mufs antworten, was mir recht*

scheint." — Aber wenn du das sagst, so werde ich dich hinrichten lassen. — „*Wenn habe ich dir denn gesagt, dass ich unsterblich bin? Du wirst deinen Vorsatz ausführen, ich den meinigen, dein Vorsatz ist es, zu tödten; der meinige, furchtlos zu sterben; deiner, mich zu verbannen, der meinige, ohne Betrübniss von hier zu gehen.*"

* * *

Es ist nichts Vortrefflicheres, als jene Mysterien (zu Eleusis), die unserm Leben die Rohheit benahmen, und es zur Humanität bildeten. Allda vernahmen wir wahrhaft die Grundsätze des Lebens; *denn wir empfingen nicht nur die Gründe, mit Frohsinn zu leben, sondern auch jene, mit besserer Hoffnung zu sterben.* *) Cicero. (De legg. L. II. c. 14.)

*) Vergl. *Isocrates* im Panegyr. 6. wo es heisst: „die Mysterien gewähren denjenigen, die ihrer theilhaftig werden, nicht nur über den Ausgang des Lebens, sondern für ewige Zeiten die süssesten Hoffnungen."

* * *

Lucretius. (De Nat. rer. L. III. v. 944 ſqq. nach *Rode'ns* Ueberſ. S. Philoſ. und and. Gedichte aus dem Lat. Hamb. 1785. 8. S. 32 u. f.

Wie? wenn die Mutter Natur die Stimme ſelber erhübe,
Alſo ſprechend zu Einem von uns mit ſcheltenden Worten:
„Warum, du unzufriedener Sterbliche, brichſt du beſtändig
„Ueber den Tod in Klagen aus, und ſeufzeſt und weineſt?
„War es dir angenehm, dein vorgeführetes Leben;
„Sind nicht, wie in ein Sieb gegoſſen, die Freuden dir alle
„Unempfunden entronnen; genoſſeſt du jegliche fröhlich:
„Warum trittſt du denn nicht, wie ein *lebengeſättigter Gaſt*, ab,
„Und ergibſt dich, o Thor, mit Gleichmuth der ſeligen Ruhe?
„Haſt du aber das Theil, das dir beſchieden, verſchwendet;
„Iſt dir das Leben verhaſst: warum begehrſt du noch Güter,

„Deren Gebrauch du nicht kennſt, und die
du nur wieder vergeudeſt—?—“
— — — — — — —
Sagt, was könnten darauf wir erwiede-
ren: als: „O Natur, du
„Redeſt die Wahrheit! Gerecht iſt, was
du eifernd uns vorwirfſt!“
Aber, bleibet der Menſch gleichwohl be-
ſtändig untröſtlich,
Wird ſie nicht alſo voll Zorns da ſchel-
ten in grellerem Tone?
(Iſt der Kläger zumahl von greiſenden
Jahren gedrücket):
„Ungenügſamer, weg mit den Thränen!
Erſticke die Klagen!
„Nach dem vollen Genuſſe des Lebens,
lechz'ſt du noch gierig?
„Ja, nach Fremdem gelüſtend, verſchmä-
hend, was du beſaſseſt,
„Iſt miſsfällig das Leben und ungebraucht
dir entflohen,
„Und nun ſtehet der Tod dir wider Ver-
muthen am Haupte,

„Daſs du der Fülle der Freuden nicht ſatt
kannſt ſcheiden von dannen:
„Aber hinweg! Laſs fahren, was deinem
Alter nicht zuſteht!
„Mache nun Anderen Platz! Hinweg! So
heiſcht es mein Wille!“
Traun! ich meine, mit Fuge verführe
die Göttliche alſo;
Denn, von dem Neuen verdrängt, ent-
weichet ja immer das Alte,
Und ein Ding muſs ſofort erſetzt durch
das andere werden. —
Sieh', es bedarf ja des Stoffs zur Bildung
künftiger Alter,
Welche uns ebenfalls folgen nach endlich
vollendetem Leben.
Gleich uns, fiel ſie, die Vorwelt, und
wird die Afterwelt fallen;
Immer entſpringt ſo, die Ewigkeit durch,
ein Ding aus dem andern.
Keiner erhält das Leben zum Eigenthum;
Alle zum Nieſsbrauch.

* * *

Scheint dir der Tod ein Uebel zu ſeyn, ſo halte zugleich den Satz in Bereitſchaft, es ſey Pflicht, das Uebel zu meiden, und der Tod ſey unvermeidlich. Denn was ſoll ich thun? Wie kann ich ihm entfliehen? — Zeigt mir die Gegend, zeigt mir die Menſchen, zu denen ich hingehen ſoll, zu denen ſich jener nicht nahet; zeigt mir ein Zaubermittel dagegen! Wenn ich es nicht kann; was willſt du, das ich thun ſoll? Ich kann dem Tode nicht entfliehen; — kann ich denn auch nicht der Furcht vor demſelben entfliehen? ſondern ich ſollte mit Trauern und Beben ſterben? — —

Epictetus. (Arrian. de Ep. disp. L. I. c. 27. L. III. c. 24 et 26. nach *Schulze'ns* Ueberſ. Th. I. u. II.)

Der rechtſchaffene und edle Mann iſt deſſen ſtets eingedenk, wer er iſt, woher er gekommen, durch wen er entſtanden, und ganz allein damit beſchäftigt, wie er ſeinen Platz ausfüllen könne, in der gehörigen Ordnung und dem höchſten Gehorſam. Willſt du noch länger mein

Daſeyn? *Ich bleibe, als ein freyer, edelmüthiger Mann, wie du es willſt*; denn du haſt mich in *meinen* Angelegenheiten unabhängig von Hinderniſſen gemacht. Aber du bedarfſt nun meiner nicht länger? *Gut; bis jetzt bin ich dir und keinem Andern zu Gefallen geblieben, und nun gehe ich aus Gehorſam gegen dich davon.* Wie geheſt du von hier? Abermahls, wie du es willſt, *als ein freyer Mann, als dein Diener, als einer, der deine Gebote und Verbote einſieht.* —

Nicht der Tod, ſondern die *Furcht vor dem Tode* iſt die Hauptquelle aller Uebel für den Menſchen, die Quelle einer unedlen, feigen Denkungsart. Gegen dieſe Furcht alſo ſey deine Uebung gerichtet; darauf müſſen alle deine Unterſuchungen abzielen, und du wirſt erfahren, *daſs die Menſchen nur auf dieſe Weiſe in Freyheit geſetzt werden.* —

* * *

Ach! allzu bald, mein *Postumus*, allzu bald
Entfliehn die Jahre. Frömmigkeit hält umsonst
Das Alter, das die Schläfe furchet,
Hält den unbändigen Tod umsonst auf.

Horatius. (Lib. II. Od. 14. nach *Ramler's* Uebersetz. Bd. I. Berlin, 1800. 8.)

Und brächtest du zur Sühnung gleich jeden Tag
Dreyhundert Opferstiere dem Höllengott,
Der, durch kein Flehn gerührt, den dreyfach
Mächtigen *Geryon* und die Stärke

Des ungeheuren *Tytios* durch den Strom
Im Zaum hält, den wir, die wir der Erde Frucht
Geniessen, Fürstenkinder oder
Dürftige Pflüger, befahren müssen.

Vergebens, Freund, entgehn wir der Wuth des *Mars*,
Dem Sturz der Wellenberge des Adria;
Vergebens sichern wir im Herbstmond
Uns vor den schädlichen Mittagswinden:

Wir müſſen doch den ſchwarzen Cocytus
ſehn
In krummen Ufern ſchleichen, des *Danaus*
Verruchte Brut, den Aeoliden
Siſyphus, ewig verdammt zur Arbeit.

Verlaſſen muſst du Hufen und Haus,
und ach!
Dein ſüſses Weib; der Bäume, von dir
gepflegt,
Wird keiner ſeinem kurzen Eigner
Als die verhaſste Cypreſſe folgen.

Ein klüg'rer Erbe leert den Fundaner aus,
Den hundert Schlöſſer hüten, und tüncht
mit Moſt,
Den edler nicht der Oberprieſter
Tafel gewähret, den Marmoräſtrich.

* * *

Propertius. (Elegiar. 24. L. II.)

— — Es iſt kein Glück ausdauernd auf
Erden;
Früh ſenkt, oder auch ſpät, Jeden ſein
Schickſal ins Grab.

* * *

Selig, wem es gelang, der Ding' Ursprung zu ergründen,
Und *wer jegliche Furcht und das unerflehbare Schicksal*
Niedertrat, das Getöse des gierigen Acheron höhnend!

Virgilius. (Georg. II. v. 490 ſq. nach *Voſs'ens* Ueberſ. Altona, 1800. 8.)

* * *

Bey Gram und Elend iſt der Tod eine Schlafſtätte des Kummers, und keine Qual. Durch ihn ſchwinden alle menſchliche Uebel. Jenſeit deſſelben hat weder Harm noch Freude Statt.

C. Jul. Caeſar. (*Salluſt.* Bell. Catil. c. 51. nach *Meiſsner's* Ueberſ. Lpz. 1790. 4.)

* * *

Tauſendfach iſt der Pfad, welcher uns führet zum Tod.
Schone, Vater, es ſchreckt mich Zitternden weder ein Meineid,
Noch, daſs mit frevelndem Wort heilige Götter ich ſchalt.
Aber hab' ich erfüllt die Jahre, beſtimmt mir vom Schickſal,

Tibullus. (L. I. Eleg. 3. nach *Strombeck's* Ueberſ. Gött. 1799. 8.)

Dann müſſ' über dem Grab ſtehen ein
Stein mit der Schrift:
„Wandrer, hier ruhet *Tibull*, ergriffen
vom bitteren Tode,
Als er *Meſſala* getreu folgte zu Land'
und zu Meer."
Weil ich mich aber ſtets dem zärtlichen
Amor geweihet,
Führet *Venus* mich ſelbſt hin zu Ely-
ſiums Flur.
Hier lebt Tanz und Muſik, und aus den
melodiſchen Kehlen
Flatternder Vögelchen tönt ewig ein
ſüſser Geſang.
Kaſien trägt die Flur ungezwungen, mit
duftenden Roſen
Schmücket die gütige Erd' ihre Gefild'
überall.
Chöre der Jünglinge ſieht man, gemiſcht
mit zärtlichen Mädchen,
Spielen, und lieblichen Zwiſt ſtiftet
Cupido hier ſtets.

Hier ist der Liebenden Sitz, die der Tod frühzeitig dahin riss,
Duftende Myrte bekränzt ihnen das lockige Haar. —

* * *

Wenn um *Memnon* die Mutter, die Mutter geweint um *Achilles*,
Und wenn Trauergeschick mächtige Göttinnen rührt;
Lös dein schmucklos Haar, *Elegia*, Zähren vergiessend.
Weh', der Nahme gebührt jetzo zu sehr dir mit Recht! —
Er, des heiligen Werks Geweihter, dein Ruhm, ach! *Tibullus*,
Brennt, ein entseelter Leib, schon auf dem Todtengerüst!
Siehe, den Köcher trägt gewendet der Knabe *Cytherens*;
Und er zerbrach das Geschoss, löschte der Fackel das Feu'r. — —

Ovidius. (Lib. amor. L. III. Eleg. 9. nach *Strombeck's* Uebersetz.)

Doch, bleibt mehr von uns noch übrig,
als Schatten und Nahme,
O, dann weilet *Tibull* in der Elysi-
schen Flur. — —
Ruh' in Frieden, Gebein, diess fleh' ich,
in sicherer Urne;
Und nicht lastend bedeck, Erde, des
Liebenden Rest.

* * *

Propertius. (Elegiar. 13. L. II. nach der Uebers. in den Horen, Bd. 5. St. 3.)

Wenn nun künftig die Nacht des Todes
mein Auge beschliesset,
Lasse dir sagen, wie dann du die Be-
stattung befolgst:
Nicht umher soll mein Bild im Feyerzeuge
man tragen,
Nicht von der Tuba schall' eitele Klage
dem Ohr.
Mein Bett stütze sich nicht auf helfenbei-
nerne Pfosten,
Und mein Leichnam ruh' nicht auf Atta-
lischem Pomp!

Stell' mir die Reihe nicht hin der Duft
aushauchenden Schalen!
Einer Bürgerleich' kleines Begängniſs
ſey mir.
Drey der Büchelchen ſind mir ein prächtiges Leichengefolge;
Als ein groſses Geſchenk reich' ich
Perſephonen ſie.
Du auch folge der Leiche mit wund entblöſsetem Buſen,
Und mein Nahme ſey dir immer erwiederter Ruf!
Drücke den letzten Kuſs der kalt erſtarrenden Lipp' auf;
Dann mit Narde gefüllt, gieſse den
Onyx mir aus!
Hat nun die untergelegte Glut mich in
Aſche verwandelt,
Faſs' ein geringes Gefäſs meinen noch
übrigen Reſt;
Und ein Lorbeer werde geſetzt auf niedrigem Hügel;

Unter dem Schatten von ihm ruh' mein
verweſend Gebein.
Und es ſtehen die Verſe: „Der hier in
ſchauriger Aſche
Lieget, er diente einſt Einer in Liebe
getreu."
Weiter wird ſich der Ruf von meinem
Grabe verbreiten,
Als von des Phthiiſchen Manns blutbe-
ſpritzetem Grab. *)
Wenn dich, grau nun im Alter, das
Schickſal endlich erreichet,
Suche zu mir den Weg, auch zu dem-
ſelbigen Stein.
Aber hüt' dich indeſs mein Grab mit Ver-
achtung zu ſchauen;
Auch die Erde noch hat irgend von
Recht ein Gefühl.
Hätte doch früh in der Wiege von mei-
nen Tagen der *Parcen*

*) *Achills* Grabmahl, vom Blute der *Polyxena*.

Eine, wie ſie auch heiſst! ſchneidend
den Faden gelöst!
Denn wozu mir der Athem bey ſolch ver-
wirrendem Zweifel!
Dreyer Säklen Lauf machte doch *Ne-
ſtorn* zù Staub.
Hätt' auf Ilions Wällen ein Galliſches
Schwert ihm die langen
Lebenstage verkürzt, und ihn des Lich-
tes beraubt:
Hätt' er das Grab nicht müſſen von ſei-
nem *Antilochus* ſehen,
Klagend nicht rufen: warum kommſt
du ſo ſpät mir, o Tod!
Doch, du wirſt den geſchiedenen Freund
zuweilen beweinen:
Nach dem Tode gebührt Liebe noch
einem Gemahl.
Als ein grauſamer Eber dem ſchönen *Ado-
nis*, auf Idas
Bergen jagend, des Zahns tödtende
Wunde verſetzt,

Lag der ſchneeweiſse Leib in blutigen Sümpfen, und *Venus*
Irrte um ihn, wie man ſagt, bang mit zerriſſenem Haar.
Cynthia, nur umſonſt wirſt meine Manen du rufen!
Und was könnte dir auch ſagen mein ſtummes Gebein?

* * *

Tacitus. (*Agricola*, c. 46. nach *M. Engel's* Ueberſ. Lpz. 1788. 8.)

Wenn ein Ort iſt für die Geiſter der Frommen; wenn, wie die Weiſen lehren, groſse Seelen nicht mit dem Körper hinſterben: o, ſo ruhe ſanft, und ruf' uns, die Deinigen, von entnervender Sehnſucht und weibiſchem Wehklagen hinweg zur Betrachtung deiner Tugenden, die wir weder betrauern noch beweinen dürfen. Mögen wir lieber durch Bewunderung, und, wenn unſere Kräfte ſo weit reichen, durch Nacheiferung, als durch vorübergehende Lobſprüche dich ehren. Dieſs iſt wahre Verehrung; dieſs um ſo mehr eines Jeden Pflicht, je enger

das Band zwischen dir und ihm. Auch deiner Tochter und deiner Gemahlin will ich's ans Herz legen, dadurch dem Andenken des Vaters, des Gatten zu huldigen, dass sie alle seine Thaten und Reden in stiller Erinnerung erwägen, und ihren Blick mehr auf das Antlitz und die Gestalt seines Geistes als seines Körpers heften: nicht als wäre ich wider Bilder in Marmor oder Erz; *aber so wie die Gestalt des Menschen, so sind auch die Abbildungen der Gestalt hinfällig und sterblich; die Gestalt des Geistes ist ewig; sie kann man nicht in todtem Stoffe durch fremde Kunst, sondern in seinem eigenen Betragen erhalten und nachbilden.* Alles, was wir an *Agricola* bewundert, was wir geliebt haben, bleibt, und wird auf ewige Zeiten in den Seelen der Menschen bleiben, durch den Ruhm seiner Thaten. Viele der Grossen der Vorwelt wird unrühmliche und achtlose Vergessenheit bedecken, wenn *Agricola*, durch

die Geschichte für die Nachwelt erhalten, noch leben wird.

* * *

Horatius. (L. I. Od. 4. nach *Esche'ns* Uebers. Th. I. Zürich, 1800. 8.)

Hütten der Armen und Thürme der Kö-
nige tritt mit gleichem Fusse
Der bleiche Tod. —
Klein ist des Lebens Raum und verbietet
uns Anfang langer Hoffnung.
Bald drückt dich Nacht und fabelhafte
Manen,
Und *Plutonische* Wohnung, die nichtige. —

* * *

Lucretius. (De nat. rer. II. v. 76. sq.)

Die Sterblichen wechseln unter sich ab, und die Lebensfackeln gehen von Hand zu Hand, wie unter den Wettrennern bey den heiligen Gebräuchen.

* * *

Horatius. (L. II. Od. 3. nach *Ramler's* Uebers.)

Erhalte dich bey Gleichmuth, o *Dellius!*
In trübsalvollen Zeiten; in glücklichen
Zähm' allen Uebermuth der stolzen
Freude mit Weisheit: nicht minder
sterblich,

Du magſt die Lebensſtunden in Traurigkeit
Verleben, oder ruhig die Feſte durch,
Geſtreckt auf Raſen, dich mit lange
Müſsig gelegnem Falerner letzen

Dort, wo die Silberpappel dem Fichten-
baum
Die Zweige beut, ein dämmerndes Gaſt-
gezelt
Zu wölben, und der Bach geſchlängelt
Ueber die Kieſel herunter eilet:

Dort hin laſs Weine bringen und Narde,
ſammt
Der bald verſchwundnen Blüthe des Ro-
ſenbaums,
Nun Glück und Alter es noch zuläſst,
Und der drey Schweſtern verborgne
Spindel.

Die Ländereyen, die du zuſammenkaufſt,
Das Haus, den Landſitz, welchen die
Tiber wäſcht,
Verläſſeſt du; der aufgethürmten
Schätze bemächtiget ſich ein Erbe.

Sey reich, vom alten Stamme des *Inachus*
Ein Sprössling, oder arm, und ein Erden-
sohn:
Es frommt dir nichts; *du bist des strengen,*
Nie sich erbarmenden Orkus Opfer.
Ein Ort verschliesst uns Alle; für Alle fällt
Aus Einer Urne früh das Loos, oder spät,
Das uns zur ewigen Verbannung
In den gefürchteten Nachen setzet.

* * *

Propertius. (Eleg. 27.)

Die unsichere Stunde des Grabes forscht
ihr vergebens,
Und auf welcher Bahn sich euch nahe
der Tod.
Minder schrecklich ist's, das gewisse ur-
plötzliche Ende
Zu erleiden, als stets harren in ängst-
licher Pein.

* * *

Virgilius. (*Aeneis*, Ges. 5. v. 126 f. nach *Voss'ens* Ueb. Braunschweig, 1799. 8.)

— — Leicht geht es hinab zum Avernus;
Nachts ist offen und Tags die Pforte des
dunkelen *Pluto.*

* * *

Zähle mehr als Arabiens,
Mehr als Indiens Reichthümer — uns unberührt;
Decke hier das Tyrrhener Meer
Mit Bruchsteinen, und dort bau' ins Apulische:
Wirft des grimmigen Schicksals Arm
Das demantne Geschoss nach dem Erhabensten,
So bewahrest auch du das Herz
Nicht vor Angst und das Haupt nicht vor des Todes Netz. —

Horatius. (L.III.Od.24. nach *Ramler's* Uebersetz.)

* * *

Es ist unsinnig, zu fürchten, was du nicht vermeiden kannst. Von dem Tode sind wir Menschen stets nur wenig entfernt; und dann ist ja der Mensch dem Leben nur geliehen, nicht geschenket.

Publ. Syrus. (Fragm. a. s. Mimen. Siehe *Henr.Stephani* Comic. Graec. et Latin. Sent. p. 625. 1569. 16mo.)

* * *

Indess das Leben Andern zwischen Hoffen
Und Wünschen, zwischen Furcht und Zorn entschlüpft,

Horatius. (Epist. ad *Alb. Tibullum.* P.I. ep. 4. nach

Wieland's Ueberſetz. Th. I. S. 95. Leipz. 1790. 8.)

Nimm du den Tag, der anbricht, für den letzten;
So wird dir jede unverhoffte Stunde,
Die noch hinzu kommt, deſto werther kommen.

* * *

Seneca. (Epiſt. 101.)

Die unmäſsige Begierde zum Leben ſollten wir ablegen, und endlich einſehen lernen, daſs alles darauf ankomme, wie edel wir gelebet, nicht wie lange.

* * *

Cicero. (Tusc. Quaeſt. L. I. c. 45.)

— Man ſtirbt nur alsdann mit dem gröſseſten Gleichmuth, wenn das zu Ende gehende Leben mit eigenen lobwürdigen Handlungen ſich tröſten kann. Niemand hat zu kurz gelebt, wer eine vollendete Tugend beſaſs und ausübte.

* * *

Tacitus. (Annal. L. XVI. c. 21, 34, 35. nach *C. Fr. Bahrdt's* Ueb. Halle 1781. 8.)

— Nach Hinwürgung ſo vieler groſsen Männer bekam *Nero* zuletzt auch Luſt, die Tugend ſelbſt, durch Ermordung eines *Thraſea Paetus* und *Barea Soranus*, auszurotten. — — —

Es wurde an *Thrafea*, der in feinen Gärten fich aufhielt, der Quaeftor des Confuls abgefchickt, da fchon der Tag fich neigte. Es war eine grofse Gefellfchaft von Perfonen beyderley Gefchlechts und vom erften Range bey ihm, darunter er am meiften fich mit *Demetrius*, einem Lehrer der Cynifchen Grundfätze, unterhielt.

Er unterredete fich mit ihm, wie man aus dem Eifer in ihrer Miene und aus einigen Worten, wenn fie lauter fprachen, muthmafsen konnte, von der Natur der Seele und ihrer Trennung vom Körper; bis endlich *Domitius Caecilianus*, einer feiner Vertrauteften, ankam, und ihm den Ausfpruch des Senats meldete.

Thrafea alfo ermahnte alle Anwefenden, welche weinten und fchrien, „fich eilig davon zu machen, und ihre Gefahr nicht mit dem Schickfal eines Verurtheilten zu verwickeln.“ Seine Gemahlin *Arria*, entfchloffen, ihrem Gatten, nach

dem Beyſpiel ihrer Mutter *Arria*, im Tode zu folgen, ſuchte er zu bereden: „ihr Leben zu erhalten, und ihre gemeinſchaftliche Tochter nicht der einzigen Stütze zu berauben."

Hierauf ging er in die Gallerie, wo ihn der Quaeſtor antraf, mehr freudig als betrübt, weil er vernommen, daſs ſein Eidam *Helvidius* nur aus Italien verbannt war.

Nach Empfang des Senatsſchluſſes nahm er den *Helvidius* und *Demetrius* ins Zimmer, hielt — die Adern an beyden Armen hin, und, wie das Blut floſs, lieſs er den Quaeſtor herein treten, und ſprützte es mit den Worten zur Erde: „*Laſst dieſs Trankopfer Jupitern, dem Befreyer, uns weihn! — Schau her, junger Mann! Gott verhüte üble Vorbedeutung — aber du biſt zu ſolchen Zeiten geboren, wo es gut iſt, ſein Herz durch Beyſpiele feſten Muths zu waffnen.*" —

* * *

Nur dem ist der Tod schwer, der — nur zu sehr mit der ganzen Welt bekannt — *sich selbst ein Fremdling* stirbt. *Seneca.* (In Thyeste. V. 367.)

* * *

Verachte den Tod nicht; empfange ihn aber freundlich, als eine der Veränderungen, die dem Willen der Natur gemäss sind. — — So wie du jetzt der Zeit entgegen siehest, da der Embryo aus dem Schoosse deiner Gattin hervorgehen wird, so siehe ebenfalls der Stunde entgegen, in der deine Seele aus ihrer Hülle hervorgehen wird. *Marc. Aurel. Antoninus*, der Imperator. (De se ipso, L. IX. c. 3. L. IV. c. 17. nach der Uebersetz. von *Schultz*. Schleswig, 1799. 8.)

— Der Tod ist nahe. So lange du noch lebst, so lange du noch kannst, sey rechtschaffen.

* * *

Alles ist sterblich, was Sterbliche haben: entweder die Dinge
Gehen bey uns, oder wir gehen bey ihnen vorbey.

Lukianos. (Das menschl. Leben, nach *Wieland's* Uebers. im 6. Th. d. sämmtl. W. S. 443.)

* * *

Demetrius, der Cyniker. (S. *Seneca* de provident. c. 5.)

Die Götter können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den erſten Wink zu geben bereit bin: ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, ſondern ich ſtimme ihm bey.

* * *

ictetus. Enchiridion, 77.)

So führt mich denn, *Zevs*, und du,
Pepromene,
Wohin ihr mir zu gehn verordnet habt,
Ich folg' euch willig und mit munterm
Schritte,
Denn wollt' ich nicht, müſst' ich gezwungen folgen.

* * *

Cicero. (Tusc. Quaeſt. L. I. c. 49. nach *Drük's* Ueb.)

— Unſer Grundſatz ſey: wenn Umſtände ſich ereignen, in welchen wir einen Wink der Gottheit wahrzunehmen glauben, daſs wir aus dieſem Leben hinweggehen ſollen; ſo wollen wir mit Freude und Dank gehorchen, und es anſehen, als würden wir aus einem Gefängniſſe entlaſſen und von Feſſeln befreyt, um

entweder in eine ewige und uns eigenthümliche Wohnung einzuziehen, oder um ohne alle Empfindung, aber auch ohne alle Mühſeligkeit für die Zukunft zu ſeyn. Werden wir aber dieſen Wink nicht gewahr, nun ſo wollen wir jeden Tag, ſey er auch immer ſchauerlich für Andere, als glücklich für uns anſehen, und nichts unter die Uebel zählen, was entweder von den unſterblichen Göttern, oder von der Natur, der Mutter aller Dinge, angeordnet iſt. Denn nicht durch blinden Zufall, oder auf ein Ungefähr, ſind wir geſchaffen; ſondern gewiſs ſorgt ein höheres Weſen für das Menſchengeſchlecht, und dieſes Weſen konnte nie etwas ſchaffen oder erhalten, was dazu beſtimmt wäre, nachdem es alle Mühſeligkeiten erſchöpft hätte, dann erſt noch in ein nie endendes Uebel des Todes zu ſtürzen. Nein! vielmehr dürfen wir uns überzeugt halten, daſs es einen bereiteten Hafen, einen gewiſſen Zufluchtsort für uns gebe,

O, daſs ich nur mit vollen Segeln darin einlaufen dürfte! Werden wir auch durch widrige Winde eine Zeit lang von ihm zurückgeworfen, ſo kommen wir doch nothwendig, nur etwas ſpäter, wieder dahin. Kann aber, was für Alle unvermeidlich iſt, ein Unglück für Einen einzigen ſeyn? —

* * *

M. Manilius. (Aſtronom. L. IV. p. 110. ex edit. *Scalig.* 1590. 8.)

Iſt es wohl noch ein Zweifel, daſs ein Gott in unſrer Bruſt wohne, daſs unſer Geiſt vom Himmel ſtamme, und wieder dahin zurückkehre?

* * *

Cicero. (Somn. *Scip.* Fragm. ex libr. VI. de Rep. c. 3. 8.)

Ehre, Gerechtigkeit und Güte. Dieſer Weg iſt der Weg zum Himmel, und zur Geſellſchaft der Guten, welche ſchon gelebt haben. —

Erhebe dich daher, und halte dafür, daſs nicht *du* ſterblich ſeyſt, ſondern dieſer Leib; denn nicht *du* biſt es, den dieſe Geſtalt anzeigt: ſondern der Geiſt eines Jeden iſt ſein eigentliches Selbſt, und nicht

die Figur, welche mit dem Finger gezeigt werden kann. Glaube alſo an das Göttliche in dir, wenn anders das göttlich iſt, was lebt, empfindet, was Beſinnungskraft und die Gabe der Vorſicht beſitzt, was dieſen Körper ſo lenkt, regiert und bewegt, wie der höchſte Gott die Welt.

* * *

— — Druiden, Bewohner des einſamen Dunkels
Heiliger Haine, ihr lehret: es wallen die Schatten der Todten
Nicht zu des *Erebos* Sitz, noch zu des finſteren *Pluto*
Bleichen Gefilden hinab; der Geiſt belebe die Glieder
Wiederum in einem anderen Weltkreis. Singt ihr die Wahrheit,
So iſt der Tod nur ein Uebergang von Leben zu Leben . . .
Selig in dieſem Wahn, ihr Völker, die *Arktos* beleuchtet!

Lucanus. (Pharſ. L. I. v. 453 ſqq. nach *Rode'ns* Ueberſetz.)

Euch beängſtet die Furcht nicht, zu ſterben, die gröſste von allen.
Ihr, ihr ſtürzet als Helden, dem Tode trotzend, ins Eiſen.
Euch heiſst's Feigheit und Schmach, des kehrenden Lebens zu ſchonen.

* * *

Seneca. (Conſolat. ad *Polyb.* c. 28. Conſol. ad *Martiam.* c. 20.)

— Willſt du denen glauben, welche die Wahrheit aus einem höhern Geſichtspunkte betrachten; ſo iſt das ganze Leben eine wahre Strafe. — Auf dieſem tiefen und unruhigen Meere ſtehen wir nie auf einer feſten Stelle. Zuweilen leiden wir Schiffbruch; ſtets aber ſind wir in Furcht. — *Den auf dieſer ſtürmiſchen See Schiffenden bleibt nur Ein Hafen — der Tod.* — Beneide alſo den Geſtorbenen nicht. Er ruht. — Endlich iſt er frey, ſicher, ewig. — Von einem niedern Orte hat er ſich zu jenem emporgeſchwungen, der, wie er auch heiſse, die von Feſſeln befreyten Seelen im ſeligen Schooſse auf-

nimmt. — Auch für uns Alle ist der nämliche Weg bereitet. —

Die kennen wahrlich ihr Elend nicht, die den Tod nicht als die beste Erfindung der Natur loben, ihn, der Allen als Ende, Vielen als Hülfe, Einigen gewünscht erscheint. — Er löst die Fesseln der Gefangenen, und führt sie aus dem Kerker; er ist es, der Alles gleich macht. — Des Todes wegen brauchen wir unsere Geburtsstunde für keine Strafe zu halten. Er hält uns aufrecht gegen die Schläge des Schicksals, und macht, daſs wir unser Gemüth seiner mächtig bewahren können.

* * *

— Die Stunde meines Todes ist nunmehr gekommen, und ich entrichte, mit der Heiterkeit eines bereitwilligen Schuldners, die Forderungen der Natur. Die Philosophie hat mich gelehrt, wie ungleich vortrefflicher die Seele ist, als der Körper;

Julianus, der Imperator. *Ammian. Marcell.* Rer. gest. L. XXV. c. 3.)

und daſs die Abſonderung des edleren Theiles vielmehr ein Gegenſtand der Freude, als der Betrübniſs, ſeyn ſollte. Die Religion hat mich gelehrt, daſs ein früher Tod oft die Belohnung der Frömmigkeit geweſen iſt, und ich nehme den tödtlichen Streich, der mich vor der Gefahr ſichert, einem bisher mit Tugend und Standhaftigkeit behaupteten Charakter zu entweihen, als die Gunſt der Götter an. —

* * *

C. Plinius, Secund. Major. (Hiſtor. natur. L. VII. c. 7.)

Nur jener, wahrlich, wird das Leben auf rechter Wage wägen, der jederzeit der menſchlichen Gebrechlichkeit wird eingedenk geweſen ſeyn.

* * *

Cicero. (De finib. bon. et mal. Lib. I. c. 15.)

Vergiſs es nicht; die groſsen Schmerzen heilt der Tod; ihre Zeiten der Ruhe haben die kleinen. Derer zwiſchen beyden ſind wir Herr: ſonach ertragen wir, die zu ertragen ſind. Iſt ihre Laſt zu

ſchwer, wird uns des Lebens Rolle läſtig: wer wehrt uns, von der Bühne zu treten?

* * *

Nicht, wie du wähnſt, iſt's Tugend, dieſem Leben entfliehen! Wohl aber mit groſsen Uebeln kämpfen, ohne zu wanken, ohne ihnen den Rücken zu kehren. *Seneca.* (Theb. Act. I. v. 186.)

* * *

Leicht iſt's, in Widerwärtigkeiten den Tod verachten! Der zeigt weit gröſsern Muth, der ſeines Lebens Elend ſtandhaft trägt. *M. Val. Martialis.* (Epigr. II. 57.)

* * *

Mit einer Art von Sturm und im Drange der Leidenſchaft dem Tode entgegen rennen, dieſs können gar Viele; aber über die Gründe zum Sterben ruhig nachdenken, ſie gleichſam auf die Wagſchale legen, und nach dem Ausſpruche der Vernunft Leben wählen oder Tod — das heiſst Gröſse des Geiſtes. *C. Plinius Caecilius* Secund. (Epiſtol. I. 22. nach *Schäfer's* Ueberſetzung, Bd. I. Erlang. 1801. 8.)

* * *

Cicero. (Tusc. Quaeſt. L. I. c. 30. nach Drück's Ueb.)

Cato ſchied ſo aus dieſem Leben, daſs er ſich freute, eine Urſache zu ſterben erhalten zu haben. Aber dieſe Urſache muſste er abwarten. *Denn der in uns herrſchende Gott verbietet uns, ohne ſeinen Befehl von hier wegzugehen.* Hat aber dieſer Gott ſelbſt einmahl eine gegründete Urſache dazu gegeben, wie ehemahls dem *Socrates*, zu unſerer Zeit dem *Cato*, und oft ſchon mehreren Andern; dann wahrhaftig wird der Weiſe vergnügt aus dieſer Finſterniſs zu jenem Lichte hinüber wallen. Nur wird er die Bande ſeines Gefängniſſes nicht eigenmächtig zerreiſsen: das verbieten ihm die Geſetze; ſondern, iſt er von ſeinem Gotte, wie von der Obrigkeit, oder von einer andern rechtmäſsigen Gewalt, dazu aufgefordert und entlaſſen, dann erſt wird er gehen. Iſt doch, nach dem Ausdrucke eben dieſes *Socrates*, das ganze Leben der Weltweiſen eine beſtändige Betrachtung des Todes.

* * *

Meines Erachtens gebührt ſich's, den Tod gelaſſen zu erwarten, nicht wie ein flüchtiger Sclave, aus dem Leben davon zu laufen.

Lukianos. (Das Lebensende des *Peregrin.* etc. a. d. Gr. überſ. von *Wieland* im 3. Theil d. ſ. W. S. 72. Leipz. 1788. 8.)

* * *

Sterben heiſst: der Natur ihr Darlehn zurück geben. *Gleich feig* iſt, wer ſterben will, *wenn ihm Pflicht zu leben beſiehlt*, *als wer zu ſterben zagt, wenn es Zeit iſt.*

Julianus, der Imperator. (*Ammianus Marcell.* Rer. geſt. L. XXV. c. 3.)

* * *

Wahrlich, wer ſeiner Vernunft, oder dem Genius in ihm, wer den Heiligthümern der Tugend den Vorrang läſst, der wird leben, *ohne den Tod weder zu ſuchen, noch zu fliehen.* — Sollte er in dieſem Augenblicke auswandern müſſen, ſo wird er eben ſo leicht und gern abſcheiden, als wenn er ſonſt etwas zu thun hätte, was er mit Ehre und Anſtand thun könnte. Nur das einzige vermeidet er ſein ganzes Leben hindurch, daſs nämlich ſein

Marcus Aurel. Antonin. (De ſe ipſo, L. III. 7. L. XII. 32. 35. 36. nach *Reche'ns* Ueberſ. Frankf. 1797. 8.)

Geift nicht die Flucht ergreife, wenn von den eigenthümlichen Kennzeichen eines denkenden und gefelligen Wefens die Rede ift. — —

Wie klein ift das Theilchen, das von der endlofen unausdenkbaren Zeit, Jedem unter uns abgemeffen wird; plötzlich ift es von der Ewigkeit verfchlungen! — Wer nur das als ein Gut betrachtet, was zu rechter Zeit kommt, und es übrigens für gleichgültig hält, ob er eine gröfsere oder geringere Anzahl von vernunftgemäfsen Thaten habe ausüben, für einerley, ob er die Welt einen längern oder kürzern Zeitraum hindurch habe beobachten können — dem ift der Tod nicht fchaudervoll.

Menfch! in diefem grofsen Staate bift du ein Bürger gewefen; was liegt daran, wenn auch nur fünf Jahre hindurch? Gilt ja doch das, was gefetzmäfsig ift, dem Einen wie dem Andern. Und was ift's denn auch Schreckliches, wenn du — nicht

etwa durch einen Tyrannen, nicht durch einen ungerechten Richter, nein — durch eben die Natur, die in diesen Staat dich eingeführt hat, wieder hinausgesendet wirst? Nichts Schrecklicheres, als wenn ein Schauspieler durch den Prätor, der ihn angestellt hatte, von der Bühne wieder entlassen wird. — „Aber ich habe meine Rolle noch nicht fünf, sondern erst drey Aufzüge hindurch, gespielt.“ Genug, du hast sie trefflich gespielt, und im Leben sind ja drey Aufzüge, schon ein vollständiges Schauspiel. Denn den Schluss desselben bestimmt immer nur der, welcher einst Urheber deiner Organisation war, und es jetzt von ihrer Auflösung ist. Von beyden bist du der Urheber nicht. *Walle denn freundlich von dannen! Auch der ist freundlich, der dich entläst.*

* * *

Eitel sind die Freuden des Lebens, eitel die Länge der Tage. Menschenge-

Ossian, der Celtische Dichter. (Letztes Lied,

schlechter fallen wie Blätter, neue Geschlechter spriesſen wieder wie Keime; aber ſie reifen zum nämlichen Ziel. Wie Wogen auf Wogen ſich wälzen, und gegen die Ufer ſich brechen, ſo ſtürzen die Söhne der Menſchen. Mächtige fallen wie Feige. Wer kann den dunkel rollenden Strom der Jahre einhalten? wer binden die Flügel der Zeit? Das hungrige Grab verſchlingt unerbittlich das blühende Mädchen, den zarten Jüngling und den graulockigen Krieger, den Schrecken des Felds. Sie liegen unter einander vermiſcht.

(nach *Harold's* Ueberſ. im III. Bd. der Ged. *Oſſian's*, S. 252 u. f. Düſſeld. 1775. 8.)

* * *

— — — Euer Mühen,
Ihr Stolzen! iſt umſonſt, von euerm Nacken
Das Joch der Sterblichkeit zu ſchütteln.
Fama
Mag hin zu fernen Nationen dringen,
Und euern Nahmen weit und breit verkünden,
Prunkvolle Titel mögen eures Hauſes

(*Boëthius.* (De conſolat. Phil. etc. Lib. III. nach *Freytag's* Ueberſetzung, Riga, 1794. 8. S. 70 f.)

Erhabne Gröſse ſchmücken: euers Ruhmes,
So groſs er ſeyn mag, lacht der Tod; er
hüllet
Ohn' Unterſchied das Haupt des Niedrigen
Und des Erhabnen in ſeinen Schleyer,
Und macht den Königen die Bettler
gleich. —
Wo liegen jetzt des redlichen *Fabricius*
Gebeine? was iſt jetzt der ſtrenge *Cato*?
Was *Brutus*? Ihre leeren Nahmen trägt
In wenig Worten die armſel'ge *Fama*
Der Nachwelt zu.

* * *

Die Furcht vor dem Tode herrſcht vorzüglich in einem ungebildeten und weichlichen Gemüthe. —

Die Seele iſt unſer wahres Selbſt — und was von uns ſtirbt, ſind nicht wir. Von Seiten ſeines trefflicheren Theiles iſt daher der Menſch mit Recht unſterblich zu nennen. Geſetzt aber auch, der Tod vernichte den ganzen Menſchen; ſo wäre

Demetrius Cydonius. (De contemnenda morte Orat. S. Doctrina recte vivendi ac moriendi, Baſil. 1577. 8. p. 494, 530, 549.)

er auch dann nicht zu fürchten, da das Leben mit Mühseligkeiten aller Art belastet ist. —

Jeder bemühe sich nur, stets nach Kräften ein Freund der Tugend und von Kenntnissen zu seyn, und Herr seines Körpers zu bleiben; denn auf diesem Wege wird er bald inne werden, daſs seine Seele unsterblich sey, und den Tod sicher nicht fürchten.

* * *

Hierokles von Alexandrien. (Comment. in Carm. *Pythag.* p. 91, 159. ex edit. *Curterii.* Par. 1583. 8.)

Wer den Tod zu sehr fliehet, opfert sicher manchmahl das Recht auf. —

Was seiner Natur nach sterblich ist, kannst du durch keine Mittel von dem allgemeinen Gesetze des Todes befreyen: allein, wir können das Unsterbliche unserer Natur (unser eigentliches Selbst, das Gemüth) durch Tugend erhöhen, wenn wir bey den Drohungen des Todes nicht erbeben. Ertragen wir dieſs Schicksal mit Gleichmuth, dann wird von uns die

Naturnothwendigkeit durch Geradheit des Willens verherrlichet.

* * *

Meine Thränen, *Ryno*, sind für den Todten; meine Stimme für die Bewohner des Grabes. — Eng ist nun deine Wohnung, o *Morar*, finster deine Stätte! mit drey Schritten meſs' ich dein Grab! o du! der du ehe so groſs warest! Vier Steine mit moosigen Häuptern sind dein einziges Gedächtniſs, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen *Morars*. Keine Mutter hast du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt ist, die dich gebar, gefallen die Tochter von *Morglan*. — Tief ist der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kissen von Staube. — *O wenn wird es Morgen im Grabe? zu biethen dem Schlummerer: Erwache!* — — —

Ossian. (Die Lieder v. *Selma*, nach *Goethe'ns* Ueb. im I. Bd. s. Schrift. Wien u. Lpz. 1787. S. 277 u. f. 281. *Selama*, ein neu-entd. Gedicht. nach *Harold's* Uebersetz. im Bergisch. Taschenb. f. 1800. herausgeg. von *Aschenburg*. Düsseldorf.)

— — Finster ist dein Bett, o *Daura!* dumpf ist dein Schlaf im Grabe — Wenn erwachst du mit deinen Gesängen, mit deiner melodischen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbstes! auf! stürmt über die finstere Haide! Waldströme, braust! heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechselnd dein bleiches Gesicht! Erinn're mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da *Arindal*, der Mächtige, fiel, *Daura*, die Liebe verging. — — —

— Diess ist das Schicksal der Sterblichen, *Malvina!* So kurz sind die Träume des Glücks. Aber es gibt Trost jenseit des Grabes! Dort empfangen Tugend und Tapferkeit ihren Lohn. Die enge und dunkle Behausung soll nicht die Seele der Tapfern einschliessen. Hast du nicht die Worte von *Allad*, dem zitternden Sohne des Felsen, vernommen? Er sprach

von einem allmächtigen Wesen, das die Gerechten zu belohnen verhiess! Heil dir, ehrwürdiger *Allad!* Deine Worte trösten meine Seele; sie laben mein sinkendes Herz.

Malvina, stille deine Thränen! Wir werden alle glücklich in den glänzenden Wohnungen der Wolken.

Abul Casam Mahomet. (S. Denkwürd. a. d. Leben *Al-Malich Al-Nasir Saladin's*, Sultans von Egypt. beschr. durch *Bohadin, Sjeddad's* Sohn, in d. allg. Samml. histor. Memoir. herausgegeb. von *Fried. Schiller.* Abtheil. I. Bd. III. S. 10. Jena, 1790. 8.)

* * *

Den Gerechten wird einst, wenn jeder Schatten schwindet, der Ewige mit seinem Throne beschatten.

Abil-Ola, der Arab. Dichter. (S. *Ed. Pocock* Specim. hist. Arab. Sive *Greg. Abul-Faraii* Malat. de orig. et morib. Arab. Succincta narrat. p. 226. Oxon. 1658. 8.)

* * *

Der Mensch ist für die Ewigkeit geschaffen. — Das Hinstrecken auf die Todtenbahre ist ein Hinschlummern, dass der Körper ausruhe. — Das zukünftige Leben ist ein Erwachen aus diesem Schlummer.

* * *

Scheik Moslaeddin Sadi. (Guliſtan ſive Roſarium Perſicum, ex edit. *Georg. Gentii.* Amſtel. 1651. fol. nach *Herder's* Ueberſ. im VI. Th. d. zerſtr. Blätt. S. 101. Gotha, 1797.)

Was man der Menſchheit that durch *edle groſse Gaben*, — das *bleibt im Tode nur*.

* * *

Oſſian. (nach *Herder's* Ueb. im IV. Th. d. zerſtreut. Bl. S. 122. u. f.)

Sanft ſey deine Ruhe, lieblicher Strahl!
Bald biſt du untergegangen auf unſern Hügeln.
Die Schritte deines Scheidens waren ſchön,
Wie der Mond auf blauen zitternden Wogen ſinkt.

Aber uns haſt du gelaſſen in Dunkelheit,
Erſte der Mädchen in Lutha.
Wir ſitzen auf dem Felſen; es kommt kein Laut;
Kein Licht iſt dort, als das Feuer des Meteors.
Bald biſt du untergegangen, o *Malvina*,
Tochter des edlen *Toſcar*.

Doch, du geheſt auf, wie der Strahl des Oſt's,
In Mitte der Geiſter deiner Freunde auf,

Dort, wo sie sitzen in ihren stürmigen
Hallen,
In den Kammern des Donnerlauts. — —

* * *

Diese Erde ist gleichsam der Vorhof der zukünftigen Welt; in diesem Vorhofe sollst du dich vorbereiten, um würdig in jene eingehen zu können.

Rabbi Eliezer Ben Jacob. (S. *Bruck.* Histor. critica Philos. T. II. p. 816. Lips. 1742. 4.)

* * *

Des Schöpfers Weisheit hat uns einen Lebensquell geschaffen — Segen nach unserm Tode! — Was kümmerst du dich, Erdensohn, dass hier ein Grab auf dich harre? Erwarte die Wohnung der Gottheit, wo du einst ruhig und selig wohnen wirst. —

Rabbi Jedaja BadraschiHappinini. (Bechinat Haolam [Prüfung der Welt] ex edit. *Alard. Uchtmanni.* Lugd. Batav. 1668. 8.)

* * *

Tochter von Colla! du liegst!
Es schweigen die blaulichten Ströme *Selamas*; —

Ossian. (*Darthula.* nach *M. Denis* Uebers. d. Ged. *Ossian's.* Bd. III. S. 74. Wien, 1769. 4.)

Wenn ſtehſt du wieder auf in deiner
Schönheit?
Erſte der Töchter von Erin!
Lang iſt im Grabe dein Schlaf!
Dein Morgen entfernet!

Zu deinem Lager kommt die Sonne nimmer,
Und ſaget: Wach' auf, *Darthula!* wach' auf!
Frühlingslüfte wehen drauſsen!
Zierlichſte der Mädchen!
Auf den grünen Hügeln
Beben Blumenhäupter.
Es wallet im Hayne das ſprieſsende Laub.

Entferne dich, Sonne!
Die Tochter von Colla, die ſchläft.
Nie tritt ſie mehr in ihrer Schönheit
auf!
Nie reitzt ihr holdes Wandeln mehr!
Alſo ſangen die Barden, und bauten das
Grabmahl. — —

* * *

Alles, was ſich hebt, muſs ſinken; was geboren wird, muſs ſterben; alles Zerſtörbare muſs vergehn und umkommen.

Mahomet. (Alcorani text. Sure VI. ex edit. *Marzaccii*, p. 106. Patav. 1698. f.)

* * *

Das ganze Leben der Menſchen, auch noch ſo ausgeſpannt, iſt gleich einem einzigen, kaum ganzen Tage. Stelle dir oft jenes Gleichniſs des *Ariſtoteles* vor: „An „dem Fluſs Hypanis, welcher von der „Europäiſchen Küſte in den Pontus „flieſst, werden gewiſſe Thierchen gebo„ren, die nur Einen Tag leben. Die „beym Aufgang der Sonne ſterben, ſterben „als Jünglinge, um den Mittag als Erwach„ſene, und mit dem Untergang der Sonne, „beſonders um den längſten Tag, als ab„gelebte Greiſe. Vergleiche unſre ganze „Lebenszeit, ob ſie viel länger ſey?“ Dieſer Spruch, eben weil er ſo wahr iſt, hat ſich ſchon längſt von den Gelehrten auch unter den groſsen Haufen verbreitet. Haſt

Franceſco Petrarca. (Opera quae extant omnia. Baſil. 1581. fol. p. 895 ſqq. nach *J. G. Müller's* Ueberſ. in den Bekenntniſſen merkw. Männer v. ſ. ſelbſt. Bd. I. Winterth. 1791. 8. S. 187 f.)

du nicht bemerkt, dafs es bey den roheſten unwiſſendſten Leuten eine gewiſſe Redensart geworden, von einem Knaben zu ſagen: „Dem geht die Sonne auf?“ von einem Manne: „dieſer iſt am Mittag, bey dem iſt's neun Uhr!“ und von einem abgelebten Greiſe: „mit dem geht's zum Abend und Sonnenuntergang!“ — Dieſs bedenke bey dir ſelber. Eins beſonders bitte ich dich, die Gräber der Alten, aber ſolcher, die zu deiner Zeit gelebt, fleiſsig zu betrachten, mit der feſten Ueberzeugung, dafs auch dir dieſer gewiſſe Sitz und ewige Wohnplatz bereitet ſey. Dahin zielen wir Alle, das iſt unſer letztes Haus! Und auch du, der du ſtolz biſt auf dein blühendes Mannesalter, und auf Anderer Gräber trittſt, wirſt bald ſelbſt betreten werden! Dieſs bedenke Tag und Nacht, nicht bloſs als Mann von geſundem Verſtand, der ſeine Natur kennt, ſondern wie es einem Weiſen gebührt; dann wirſt du gewiſs erfahren, *das ganze Leben des*

Philosophen sey Betrachtung des Todes. Diess wird dich Geringschätzung alles dessen, was man gross nennt, lehren und dir einen andern Lebensweg zeigen, den du ergreifen sollst. Fragst du, was ist das für ein Weg? wie gelange ich zu ihm? so antworte ich dir: Lange Ermahnungen bedarfst du nicht; höre nur die Stimme deines fort und fort rufenden und dich ermahnenden *Genius*: „*Diess ist der Weg ins Vaterland!*" Du fühlst, was er dir zulispelt, welche Wege und Abwege zu suchen oder zu fliehen, er dich lehre. Wenn du dich frey und gesund erblicken willst, so zaudre nicht, ihm zu gehorchen.

* * *

— — Des Todes Schleier
Umzieht den müden Blick mit dunkelm Flor,
Die Glieder löst der *mächtige Befreyer*.

Torquato Tasso. (Befr. Jerusal. Ges. 3. St. 46. nach d. Uebersetz. von *Gries.* Jena, 1800. 4.)

* * *

Erasmus v. Rotterdam. (Apophthegm. opus etc. Lugd. 1544. 8. p. 143 ſq.)

Man ſcheue den Tod nicht; aber ſorge doch auch dabey für das Leben. Denn das heiſst nicht tapfer, ſondern tollkühn ſeyn, ſich verwegen in Gefahr des Lebens zu ſtürzen; wo aber unausweichliche Nothwendigkeit dringt, oder eine wichtige Urſache und rechtliche es anräth, da wird ein ſtarkes Gemüth den Tod verachten. Biſt du krank, ſo erſchrick vor dem Sterben nicht; aber wende doch auch alle Hülfe zu deiner Geneſung an: biſt du im Kriege, ſo faſſe Muth, und ſey auf den Tod bereit; inzwiſchen ſtreite tapfer für den Sieg.

So, glaube ich, iſt der Ausſpruch des *Auſonius* zu verſtehen, wenn er ſagt: „*Lebe eingedenk des Todes*, *aber doch auch nicht vergeſſend des Lebens!*“

Er kann aber auch ſo genommen werden: Vergiſs nicht, daſs du einmahl ſterben müſſeſt, und dieſe Erinnerung halte dich von Fehlern und unnöthigen Sorgen

ab; indessen aber geniesse das, was ein sittliches und glückseliges Leben ausmacht, als wenn du noch lange zu leben hättest. —

* * *

Wir bringen dir nicht Schmerz noch Thränen weiter;
Durch deinen Tod beginnt dein schöner Glück.
Nicht bloss den Leib, den irdischen Begleiter,
Nein, höh're Spuren lässest du zurück.
Du starbst, wie du gelebt, ein heil'ger Streiter;
Jetzt weidet sich, o sel'ger Geist! dein Blick
An Gottes Schaun, du hörst der Himmel Psalmen;
Dein Haupt umschlingen deiner Werke Palmen.

Torquato Tasso. (Befr. Jerus. nach der Ueb. von *J. D. Gries*. Ges. III. Stanze 68 f.)

Die Thränen, die in unserm Auge brennen,
Macht unser Schicksal, deines nicht, erlaubt;

Denn, ach! uns muſs dein edler Hingang
trennen
Von einem ſo verehrten, mächt'gen
Haupt.
Doch ward durch das, was Tod die Men-
ſchen nennen,
Ein ird'ſcher Beiſtand uns mit dir ge-
raubt:
Ein himmliſcher wirſt du uns jetzt er-
ſcheinen;
Dich zählet nun der Himmel zu den
Seinen.

* * *

Jacob Balde. (De vanitate mundi. T. IV. Poemat. Colon. 1660. 8. nach *Herder's* Ueberſ. in ſ. Terpſich. Th. 3. Lübeck, 1796. S. 258.)

Was du, Sterblicher, biſt, das ſey,
und wolle
Mehr nicht ſeyn. Die Natur in ernſter
Strenge
Gab dir dieſes Geſetz und dieſen Nahmen.
Gib dein Leben zurück; es iſt geliehne
Schuld. Unwilligen Sclaven ſchneidet
endlich

Doch *Perſephonens* Hand das Haar ab. Nahe
Du ein williger ihr, und ſprich: „Hier bin ich!“

* * *

Je mehr ich mich dem letzten Tag nahe,
Der endlich kürzet unſer menſchlich Elend;
Je mehr erſeh' ich, wie die Zeit dahin fliegt,
Und was ich von ihr hoffte, mit ihr flieget.

Petrarca. (Sonnette, nach *Herder's* Ueb. im I. Bd. von *Müller's* Bek. merkw. Männer. S. XXXVI. Winterth. 1791. 8.)

Nicht lange, ſprech ich dann zu meiner Seele,
Nicht lange werden wir, von Liebe ſchwätzend,
Zuſammen fürder geh'n. Die Laſt der Erde
Zerſchmilzt, wie friſcher Schnee: *dann ruh'n wir beyde.*

Mit ihr dann ſinkt auch jene Hoff-
nung nieder,
Die eitle, die ſo lang mich irre führte,
Schmerz, Freude, Furcht und Zorn ſind
dann vorüber.

Dann werden wir erkennen, wie ſo
öfters
Ein ſcheinbar Unglück unſer beſtes Glück
war,
Und wie ſo öfters wir ohn' Urſach
weinten.

* * *

Balde. (Lyr. L. II. Od. 23. nach *Herder's* Ueb. a. a. O. S. 173 f.)

— — Wer ſich im Tode ſelbſt
Bezwinget, frey von Kummer und eitler
Furcht,
Gewinnt den Tod für ſich, und reichet
Ruhig den Schatten die Freundeshand
dar.
Du fürchteſt, Freund, das Scheiden? Un-
werthe Furcht!
Dein Weinen, als zum Lichte der Welt
du kamſt,

Verziehn die Götter dir, dem Kinde;
Nicht ſo verzeihen ſie dir die Thräne,
Die eines Greiſes Wange mit Schmach bedeckt.
Von Kindheit auf, was lehrte das Leben dich?
„Ertragen!“ Und haſt du nicht gelernet,
Ohne die wimmernde Kindesthräne
Zum neuen Daſeyn, heiter, ein Mann zu gehn? —
Der Tod gebiert dich, löſet mit ſanftem Schmerz
Die Bande dir, und neuverjünget
Siehſt du die andere Welt, ein *Aeſon.* *)

* * *

Menſchlichem Elend wär' es eine Lindrung, *Math. Caſ. Sarbievius.* (Lyricor. L. II. Ode 7. Colon. 1721. p. 48. 8.)
Sänken die Dinge wieder, wie ſie ſtiegen,

*) *Aeſon*, *Jaſon's* Vater, wurde durch *Medea's* Kunſt verjünget.

Langſam; doch oft begräbt ein ſchneller Umſturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt ſtand nichts. Der Städt' und Menſchen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu ſteigen,
Stunden zu fallen.

Du, der du ſelbſt des Todes Opfer ſeyn wirſt,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im ſtillen
Menſchen und Menſchenwohnungen zerſtöret,
Grauſam die Götter.

Die dich *zum Leben* rufte, jene Stunde,
Rufte *zum Tode* dich. *Der lebte lange,*
Wer an Verdienſt und Tugend ſich ein ewig
Leben erworben.

* * *

Freilich, lieget es viel daran,
Dafs die Leiche mit Pracht unter die Erde geh!
Dafs in Salben und Byffus noch
Dein Entfeelter fich ftattlich verherrliche!
Ach, wie geht der Zufriedene
Fröhlich, wo es auch fey, hin in die güt'ge Nacht!
Jeder Winkel der Erde wird
Ihm ein Königspallaft, wenn er in Friede ruht. —
Alles fammelt in ihren Schoofs,
Sie, die Alles gebar, jeglicher Afche gleich
Günftig. — Wird mir ein fchmaler Raum
Und ein Rafen darauf, ward mir im Tode gnug.
Ferne fey dem Befcheidenen
Die barbarifche Pracht, die mit den ehernen
Schickfalstafeln zu kämpfen fcheint,
Und den hungrigen Wurm länger nur an fich lockt.

Balde. (Lyr. L. II. Od. 47. nach *Herder's* Ueb. im ang. Werk. Th. I. S. 143.)

Ach, vergebens umduftet den
Leichnam theures Gewürz, Myrrhen und
Casia,
Wenn ihn edlere Salben nicht
Aus dem Moder der Nacht und der Ver-
wesung ziehn.
Nero's Asche, sein Nahme schon
Athmet bösen Geruch; aber *Fabricius*,
Brutus, *Cato*, *Britannicus*,
Wo verscharret sie seyn, leben im Her-
zen, sind
Aller Redlichen Wohlgeruch.
Freund, die Bahre! sie kennt einig und
ewig nur
Eine Würze: sie heisst Verdienst.

* * *

William Shakspeare. (*Julius Cäsar.* nach *A. W. Schlegel's* Ueb. im II. Th. d. dramat. W. Berl. 1797. 8. S. 57.)

Der Feige stirbt schon viel Mahl, eh'
er stirbt,
Die Tapfern kosten ein Mahl nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das grösste, dass sich Men-
schen fürchten,

Da ſie doch ſeh'n, der Tod, das Schickſal Aller,
Kommt, wenn er kommen ſoll.

* * *

— Wenn des Todes ernſte Stunde kommt,
Und feſſellos in ſchön're Sonnenweiten
Mein Geiſt ſich hebt, — gehorch' ich ohne Murren.
Mit neuen Kräften werd' ich neue Wunder
Dort in die Harfe ſingen. Wo ich ſtehe
Im ungemeſsnen Tempel deiner Schöpfung,
Da lächelt deine Liebe um mich her,
Allvater! jene Liebe, die die Sterne
Mit allen ihren Kindern trägt und hält;
Die aus dem ſchwarzen Schooſs ſcheinbaren Uebels
Stets Gutes lockt, und immer Beſs'res noch
Im unbeſchränkten Fortlauf. —

James Thomſon. (Hymnus an Gott, als Schluſs ſ. Jahreszeiten, a. d. Engl. überſ. v. *Schubart.* Berl. 1789.)

* * *

Thomas Gray. (Der Dorfkirchhof. A. d. Engl. von *Kosegarten* übers. im 3. Bd. der Rhapsodien, S. 80 ff. Leipz. 1801. 8.)

Hier, wo die Ulme mit dem Tax sich paart,
Wo grünbewachsen Sod' an Sode ragt,
Hier ruhn des Dorfes Ahnen wohl verwahrt,
Und Keinem ward sein enges Haus versagt.

Der würzenreichen Frühe frisches Kühl,
Der Schwalbe Zwitschern, die den Gatten weckt,
Des Hüfthorns Schall, des Tages froh Gewühl
Weckt nicht die Schläfer, die der Rasen deckt.

Es flammt nicht mehr der traute Herd für sie.
Kein kosend Weib scheucht ihren Ueberdruss.
Kein schmeichelnd Kind erklimmt ihr schaukelnd Knie.
Und bettelt um ein Mährchen, einen Kuss.

Wie oft zerbröckelt' ihres Pfluges Rad
Den strengen Kloss, der von der Dürre
borst.
Vor ihrer Sichel sank das güldne Schwad.
Den Streichen ihrer Axt erlag der Forst.

Nicht spotte, Stolzer, ihr bescheidnes
Loos,
Ihr stilles Treiben, ihr geräuschlos Thun,
Ihr friedlich Leben, das so klar versloss.
Lass unverhöhnt die Arbeitmüden ruhn.

Auch deiner harrt der ernste Augen-
blick,
Der, was die Schönheit, was die Macht
dir gab,
Dein glänzend Elend, dein erträumtes
Glück.
Mit sich hinabreisst in das düstre Grab.

Nicht tadle diese, wenn der Zeiten-
strom
Sie nahmenlos und unberühmt verschlingt,

Wenn durch den Kreuzgang, den gewölbten Dom
Kein Mausoleum ihre Thaten singt.

Ruft wohl die Urne, bannt der Sarkophag
Den Hochgepries'nen aus der Nacht hervor?
Trommetet wohl der Ruhm den Schläfer wach?
Rührt wohl die Schmeicheley des Tauben Ohr?

Gewiss verwest in dieser Mauern Ring
Manch edles Herz, das hohen Ahnens voll
Am Busen der Natur süsstrunken hing,
Und von den Fluthen der Begeistrung schwoll. — —

Vernimm, wer einst die morsche Bürde trug,
Vernimm die Jahre, die ihm Gott beschert!
Vernimm den mühsam buchstabirten Spruch,
Der fromm und ernst den Wandrer sterben lehrt.

Denn wer, des ängstlichen Vergessens
Raub,
Entsagt wohl je des Daseyns bangem Glück,
Steigt wohl hinunter in den kalten Staub,
Und wirft nicht zaudernd einen Blick
zurück?

Umsinkend lehnen wir an Freundes-
brust,
Erblindend tappen wir nach Freundeshand.
Auch in der Urne glüht noch Lebenslust,
Fort in der Asche glimmt der Hoffnung
Brand — —

Und du, der hier in schlichtem Liede
preist,
Was sonst zu preisen nie das Lied gewagt,
Vielleicht, wenn einst ein dir verwandter
Geist
Hieher verirrend sehnend nach dir fragt,

Daſs dann der grauen Hüttner einer
spricht:
„Wir sahn ihn öfter in der Dämmrung
Graun

„Den Berg erklimmen, der das Echo
bricht,
„Und ſtieren Augs der Sonn' entgegen-
ſchaun.

„Dort unterm Buchbaum, an des Bäch-
leins Rand,
„Wo Schatten winkt und grüne kühle Ruh,
„Warf er ſich hin im ſchwülen Mittags-
brand,
„Und ſah des Bächleins Rieſeln ſinnig zu.

„Oft irrt' er murmelnd längs des Hay-
nes Saum,
„Bleich, wie die Liebe, wie der Gram
gebückt.
„Jetzt fuhr er auf, wie aus dem tiefſten
Traum,
„Jetzt ſtarrt' er hin, als ſey ſein Geiſt
verzückt.

„Ein's Morgens miſst' ich auf dem Hügel
ihn,
„Ihn auf der Hayd', ihn unterm Buchen-
dach.

„Der zweyte Morgen dämmert', er erſchien
„Nicht auf dem Berg, im Buſch nicht, nicht am Bach.

„Am dritten trugen ſie mit Sang und Klang
„Den Kirchweg ihn daher durchs hohe Korn.
„Du kannſt ja leſen — lies denn den Geſang
„Auf jenem Stein mir unterm Hagedorn:"

Die Grabſchrift.

Dem Glücke nicht, und nicht dem Ruhm bekannt,
Schläft hier ein Jüngling in dem ſtillen Staub.
Sein Herz hat für die Weisheit früh gebrannt,
Doch frühe ward ſein Geiſt der Schwermuth Raub.

Fromm war ſein Sinn, und harmlos ſein Gemüth,
Und ſüſs das Loos, das ihm der Himmel gab.
Er gab dem Himmel, was er hatt', ein Lied!
Ihm gab der Himmel, was er wünſcht', ein Grab!

Nicht ferner decke ſeine Tugend auf,
Nicht ſeine Schwächen, nicht ſein trübes Loos.
Bangharrend ruht er nach durchmeſsnem Lauf
In ſeines Gottes, ſeines Vaters Schooſs.

* * *

Alexand. Pope. (Der ſterbende Chriſt a. ſ. Seele. A. d. Engl. überſ. v. *Herder* im II. Th. ſ. zerſtr. Blätt. S. 375 f. Gotha, 1786. 8.)

Lebensfunke, vom Himmel entglüht,
Der ſich abzuwinden müht!
Zitternd-kühn, vor Sehnen leidend,
Gern und doch mit Schmerzen ſcheidend —
End', o end' den Kampf, Natur!

Sanft ins Leben
Aufwärts schweben,
Sanft hinschwinden lass mich nur.

Horch! mir lispeln Geister zu:
„Schwester-Seele! komm zur Ruh!“
Ziehet was mich sanft von hinnen?
Was ist's, das mir meine Sinnen,
Mir den Hauch zu rauben droht?
Seele, sprich, ist das der Tod?

Die Welt entweicht! Sie ist nicht mehr!
Harmonien um mich her!
Ich schwimm' im Morgenroth —
Leiht, o leiht mir eure Schwingen,
Ihr Brüder-Geister! helft mir singen:
„O Grab, wo ist dein Sieg? wo ist dein
Pfeil, o Tod?“

* * *

Auf zum schwebenden Tanz! Schliesset zum Reigen euch,
Schatten! — *Hesperus* blinkt. Siehe, dort winket uns

Balde. (Lyr. L. II. Od. 33. nach *Herder's* Ueb. a. a. O. S. 175 f.)

Scheu, mit blasserem Strahl, hinter den
Wolken dort,
Luna. Reichet die Händ' euch dar —

Jungfraun, Greise. Wir sind Einer dem
Andern gleich;
Ohne Krone der Fürst, ohne Tiare der
Pontifex, der Prälat ohne die Inful.
Schliesst,
Schatten, schliesst zum Reigen euch.

Niemand neidet von uns, keiner dem
Andern sein
Ehrenmahl und den Ruhm hoher Ge-
schlechter. — Uns
Riss, verschiedenen Weg's, aber zu Ei-
nem Ziel,
Unser König, der Tod, hinweg.

Auch uns schimmern, obwohl dunklere
Stern'! Auch uns
Säuseln Zephyre, zwar Frühlingsweste
nicht;

Doch ein leiſerer Hauch geiſtiger Lüfte
rauſcht
Durch Cypreſſen in unſerm Hain.

Süſse Seelen, die ihr alle des Lebens Laſt
Von euch legetet, ſtreut Blumen zum Tanz
umher,
Dunkle Blumen, o ſtreut Veilchen und
Rosmarin,
Und Narciſſen und Lilien.

Auf! Wie hebet ſich leicht webender
Schatten Tanz!
Ohne drückende Laſt ſchweben am Boden
wir,
Flüſtern leiſen Geſang, ſchwingen uns
drey Mahl dann
Auf und hin gen Elyſium.

Der du, Sterblicher, Nachts unſere Stimme
hörſt,
Bald wirſt du ſie mit uns flüſtern. Wir
waren auch,

Was du bist, und du wirst werden, was
wir jetzt sind.
Folg' uns, Sterblicher, lebe wohl!

* * *

Joseph Addison. (*Cato*, Act. V. Sc. I. S. d. VII. Bd. des Engl. Zuschau. herausg. von *Steele* und *Addison*, nach dem Deutschen Auszuge. Berl. 1783. 8.)

Warum sollte uns die Natur, welche nichts umsonst verlieh, diese Sehnsucht der Unsterblichkeit in unsre Seele gepflanzt haben? Wozu diese süsse Hoffnung? Wozu dieser ewige Durst nach einem bessern Leben? Was will jener Abscheu vor dem Gedanken — zu Nichts zu werden? Warum schaudert uns im Innersten vor ihm? Warum flieht die Seele gleichsam in sich selbst, so oft sie fürchtet, im Tode zu vergehen? — O es ist uns von oben herab ein göttlicher Funke, in der Geburt schon, zu Theil geworden, welcher den Körper bewohnt, und ihn in Thätigkeit setzt. Dieser göttliche Theil verspricht dem Menschen Unsterblichkeit.

* * *

Seyn oder Nichtſeyn, das iſt hier die Frage:
Obs edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geſchicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerſtand ſie enden. Sterben — ſchlafen —
Nichts weiter! — und zu wiſſen, daſs ein Schlaf
Das Herzweh und die tauſend Stöſse endet
Die unſers Fleiſches Erbtheil — 's iſt ein Ziel
Aufs innigſte zu wünſchen. Sterben — ſchlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt.
Das zwingt uns, ſtill zu ſtehn. Das iſt die Rückſicht,
Die Elend läſst zu hohen Jahren kommen.

Shakspeare. (*Hamlet*, nach *A. W. Schlegel's* Ueberſ. Th. III. der dram. Werke, S. 232 f.)

Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geiſsel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Miſshandlungen,
Verſchmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufſchub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach
Die Unwerth ſchweigendem Verdienſt erweist,
Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte
Mit einer Nadel bloſs? Wer trüge Laſten,
Und ſtöhnt' und ſchwitzte unter Lebensmüh?
Nur daſs die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deſs Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daſs wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekannten fliehn.

* * *

Wer zum Tode entschlossen ist, über den hat zeitliche Macht wirklich ihre Herrschaft verloren, und Religionsfurcht vor einem künftigen Zustande allein kann seinen Arm zurückhalten.

Eduard Gibbon. (History of the declin. and fall of the Rom. emp. nach d. Ueb. v. *C. W. v. R.* Th. X. S. 342. Frankf. u. Lpz. 1802. 8.)

* * *

Es ist ungewiss, wo uns der Tod erwartet; erwarten wir ihn also allenthalben! Sinnen auf den Tod, ist Sinnen auf Freyheit. Wer sterben gelernt hat, versteht das Dienen nicht mehr. Für den hat das Leben kein Uebel mehr, der die Wahrheit einsieht, *das Leben aufgeben, ist kein Uebel.* Zu sterben wissen, das befreyet uns von aller Lehnspflicht und von jedem Zwange. — —

Mich. Montaigne. (Les Essais. L. I. c. 19. nach *Bode'ns* Uebers. Bd. I. Berlin, 1793. S. 132—143 f. 145 f.)

Welche Dummheit, uns zu plagen über den Punkt des Uebergangs zur Befreyung von aller Plage! Wie unsre Geburt die Geburt aller Dinge für uns ward, so wird der Tod aller Dinge für uns

unſer Tod ſeyn. Deswegen iſt es gleiche Thorheit, darüber zu weinen, daſs wir über hundert Jahr nicht mehr leben werden, als darüber, daſs wir vor hundert Jahren noch nicht lebten. Der Tod iſt Anfang eines neuen Lebens: eben ſo weinten wir, eben ſo ward es uns peinlich, in dieſes unſer gegenwärtiges Leben zu treten, und eben ſo legten wir unſre alte Hülle ab, als wir eintraten. — —

Geht aus dieſer Welt, ſagt die Natur zu uns, wie ihr hinein gekommen ſeyd. Den nämlichen Weg, auf welchem ihr vom Tode zum Leben wandeltet, wandelt ihr wieder, ohne Furcht und Grauen zurück, vom Leben zum Tode. Euer Tod iſt ein Stück aus der Ordnung des Weltalls; es iſt ein Stück von dem Leben der Welt. Soll ich etwa euch zu gefallen, den herrlichen Zuſammenhang der Dinge ſtören? Der Tod iſt Bedingung eurer Schöpfung; iſt ein Theil eures

eigenen Wesens. — Habt ihr euer Leben genutzt, so seyd ihr gesättigt: steht zufrieden auf und wandelt heim! — Das Leben ist an sich weder ein Gut, noch ein Uebel. Es ist der Raum des Guten und des Uebels, je nachdem, was ihr hinein legt. — Die Nützlichkeit des Lebens liegt nicht in seiner Länge, sondern in seiner Anwendung. Mancher zählt viele Jahre, und hat doch nur kurz gelebt. — Was soll es vorstellen, dass ihr nicht vorwärts wollt, da ihr nicht zurück könnt? — Bildet euch, der Wahrheit gemäss, vor, wie sehr ein immerwährendes Leben dem Menschen unerträglicher und lästiger seyn müsste, als dasjenige ist, was ich ihm gegeben habe! Hättet ihr Menschen den Tod nicht, ihr würdet mir ohn' Unterlass fluchen, dass ich euch desselben beraubt hätte. —

Seht, Menschen, so lauten die Lehren und Weisungen unsrer Mutter Natur!

* * *

Franc. Baco von Verulam. (Serm. fid. S. Opera omn. Francof. ad M. 1665. fol. p. 1141 sq.)

Die Menschen fürchten den Tod, wie die Kinder die Finsterniss. Gleichwie nun diese natürliche Furcht bey den Kindern durch fabelhafte Schreckbilder vergrösert wird, so auch jene. Stets bleibt aber die Betrachtung des Todes, da er ein Uebergang zum Bessern ist, gut und heilsam, und die Furcht vor demselben ist ein Zeichen der Schwäche. Es ist übrigens wahr, was ein Philosoph sagte: die Anstalten des Todes schrecken mehr, als der Tod selbst. Sehr bemerkenswerth ist es, dass kein Gemüths-Affect so schwach ist, der der *Furcht vor dem Tode* nicht das Gleichgewicht halte, und sie sogar bezwinge. Daher ist der Tod kein so furchtbarer Feind, als man sich einbildet, da der Mensch so viele Kämpfer zur Seite hat, die ihn bemeistern. Die *Rachsucht* triumphirt über den Tod; die *Liebe* schätzt ihn gering; die *Furcht vor Schande* wählt ihn; der *Kummer* nimmt seine Zuflucht zu ihm.

Nicht weniger bemerkenswerth ist es, dass der herannahende Tod kaum irgend eine Veränderung in einem starken und kräftigen Gemüthe hervorbringt; denn auch bis auf den letzten Moment sind seine Gesinnungen die nämlichen. —

Sehr wahr setzte jener Weise das *äusserste Ende des Lebens* unter die Wohlthaten der Natur; und wahrlich, es ist wohl eben so natürlich, zu *sterben*, als *geboren* werden.

* * *

Da die Menschen sich von der Furcht vor dem Tode, dem Elende und der Unwissenheit nicht heilen konnten, setzten sie sich in den Sinn, um glücklich zu seyn, nicht daran denken zu wollen: diess ist alles, was sie erfinden konnten, um sich über so viele Uebel zu trösten. Allein diese Tröstungsart ist sehr erbärmlich; denn sie zielet nicht dahin, das Uebel zu

Bl. Pascal. (Pensées etc. Amst. 1700. 8. p. 176.)

heilen, sondern nur es auf eine kurze Zeit zu verbergen — und diess Bemänteln macht, dass man nicht daran denkt, es wirklich zu heilen.

* * *

Leibnitz. (*Tent. Theod.* Pars I. §. 58. Op. omn. T. I. p. 160. ex edit. *Lud. Dutens* Genev. 1768. 4.)

Die Zukunft ist ohne Zweifel bestimmt; allein, da wir nicht wissen, auf welche Art sie es ist, so lasst uns einstweilen unsere Pflichten erfüllen, wie sie die uns von Gott verliehene Vernunft vorschreibt. Dann kann unser Geist in Ruhe seyn, und die Sorge der Zukunft Gott allein überlassen. Dieser wird stets das Beste thun, nicht allein im Allgemeinen, sondern auch für Einzelne, die ein wahres Zutrauen zu ihm haben, ein Zutrauen, das sich auf reinen Glauben und innige Liebe zu ihm gründet, welches aber ohne genaue Erfüllung unserer Pflichten nicht Statt findet.

* * *

Man kann ſich durch Gewohnheit und Erfahrung gegen Schmerzen, Schande, Mangel und dergleichen zufälliges Unglück abhärten. Den Tod aber können wir nur ein Mahl erdulden. Wir ſind Alle nur Lehrlinge in Anſehung ſeiner. Es haben ſich in alten Zeiten ſo vortreffliche Haushalter ihrer Zeit gefunden, daſs ſie ſelbſt im Sterben darnach ſtrebten, den Tod zu ſchmecken und genau kennen zu lernen, und ihren Geiſt anſpannten, zu erforſchen, was es mit dieſem Uebergange für eine Bewandtniſs habe. Bey alle dem ſind ſie nicht zurückgekehrt, um uns Nachricht davon zu geben.

Montaigne. (Les Eſſ. L. II. c. 6. nach *Bode's* Ueb. Bd. III. S. 91 ff.)

Als *Canius Julius*, ein edler Römer von vorzüglicher Kraft und Feſtigkeit, von dem nichtswürdigen *Caligula* zum Tode verurtheilt worden war, gab er unter andern Proben ſeiner Entſchloſſenheit, noch als er den tödtlichen Streich des Henkers eben erwartete, auch folgende: Einer

ſeiner philoſophiſchen Freunde fragte ihn: Nun, lieber *Canius*, in welcher Faſſung befindet ſich jetzt deine Seele? Was macht ſie? Was für Gedanken beſchäftigen dich? Ich dachte darauf, antwortete er ihm, mich mit allen meinen Kräften bereit und fertig zu halten, um zu ſehen, ob ich in dieſem ſo ſchnell vorübergehenden Moment des Todes eine Wohnungsveränderung der Seele wahrnehmen, oder merken kann, ob ſie über ihren Abzug verdrieſslich iſt; damit ich, wenn ich darüber Erfahrungen mache, und wieder kommen darf, meinen Freunden davon Nachricht geben möge. Dieſer *Canius* philoſophirt nicht nur bis an den Tod, ſondern noch ſelbſt im Tode. Welche Unerſchütterlichkeit das war, und was für eine Feſtigkeit des Geiſtes, ſich vorzuſetzen, daſs ſein Tod ſelbſt ihn belehren ſolle, und ſich in einer groſsen Angelegenheit Muſse genug zuzutrauen, an andere Dinge zu denken.

Bey alle dem dünkt mich doch, daſs es wohl noch eine Art und Weiſe gäbe, uns mit dem Tode bekannt zu machen, und ihn ein wenig zu koſten. Wir können Erfahrungen von ihm haben, wenn auch gleich nicht vollkommene und durchaus richtige, dennoch in ſolchem Maſse, daſs uns ſolche nicht unnütz ſeyn, ſondern uns ſtärken, und uns gegen ihn dreiſter machen. Können wir ihm auch nicht die Hand reichen, ſo können wir uns ihm doch nähern; können ihn in der Nähe beſchauen. — Es iſt nicht ſo ohne, daſs man uns ſelbſt in unſerm Schlafe, als etwas Aehnliches mit dem Tode habend, betrachten läſst. Wie leicht gehen wir nicht über vom Wachen zum Schlafe! Mit wie weniger Sorge verlieren wir den Anblick des Lichts und das Bewuſstſeyn unſers Selbſt!

* * *

Balde. (Sylv. lyr. Lib. IX. Od. 12. nach *Herder's* Ueb. am ang. Ort. S. 202 ff.)

Weiſs ich, daſs ſich mit Muth Alles ertragen läſst,
Trag' ichs. Klagend der Noth ſchmeicheln, iſt Knechtesſinn;
Mir gefället im Schmerz, mitten im Schmerz gefällt
Mir die duldende Majeſtät.

Was gebeutſt du, Geſchick? „Leide!" Ich folge dir.
„Froh zu leiden," Geſchick, wenn du mir das verbeutſt,
Folg' ich nimmer. Du thatſt, was dir gebührete;
Laſs mich thun, was auch mir gebührt.

Fahre weiterhin fort; ſiehe, ſo fliegt der Geiſt
Aufwärts: denn er iſt frey. Drohe mit härtrer Pein;
Auch ſie machet die Zeit, oder der Tod mir leicht;
Leicht die Zeit, und der Tod ſie kurz.

Wenn mein Nache zerfällt, wenn ihm der Lüfte Sturm
Und die Welle des Meers Segel und Mast und Bord,
Ruder, Steuer entreisst, bleibet mir Eines noch;
„Schwimme!" rufet die Noth mir zu.

O wie wird das Gemüth (rufet die letzte Noth,
Ruft das höchste Gesetz: „Schwimmet!"), wie wird es gross!
Warum soll ich den Tod fürchten? Er kam und floh,
Er, der Linie letzter Punkt.

Gelten Meinungen dir, oder die Wahrheit? — Ganz,
Ganz verdampfen wir nicht in die gemeine Luft.
Dem Verdieneten bleibt Leben; die Lebensform
Scheint zu schwinden, und wechselt nur.

Unſre Fabel, geſpielt wird ſie, und ausgeſpielt.
Völker, Reiche, die Welt ſpielen die Fabel; oft
Iſts die kürzere nur, ſelten die längere,
Die uns ſchön und die ſchönſte deucht. —

* * *

Rouſſeau. (*Emile.* T. I. Liv. 2. p. 116 ſqq. à Amſterd. 1762. 8. nach *Cramer's* Ueberſ. Wien u. Braunſchweig, 1789. S. 297 u. f. S. auch Nouvelle *Héloiſe.* P. 6, lett. II.)

Keine elendere Weſen, als wir, wenn wir hier unſterblich wären! Es iſt hart, zu ſterben; kein Zweifel! es iſt aber angenehm, zu hoffen, daſs man nicht immer leben werde, und daſs ein beſſeres Leben die Leiden des jetzigen endigen wird. Wenn man uns Unſterblichkeit auf der Erde anböte, wer würde dieſs traurige Geſchenk annehmen wollen? Welche Zuflucht, welche Hoffnung, welcher Troſt würde uns gegen die Bitterkeiten des Schickſals, und die Ungerechtigkeiten der Menſchen übrig bleiben? — Die Nothwendigkeit, zu ſterben, iſt für den Weiſen

nur ein Grund, die Leiden des Lebens zu ertragen. Wären wir nicht gewiſs, es einmahl zu verlieren, ſo erkauften wir die Erhaltung davon zu theuer. —

Frey leben, und wenig auf menſchliche Dinge halten, iſt das beſte Mittel, ſterben zu lernen. —

Die Vorbereitung zum Tode iſt ein gutes Leben; von einer andern weiſs ich nicht.

* * *

Alles in der Natur ändert und vergeht. Kaum hat auch der menſchliche Körper den Punkt ſeiner Vollkommenheit erreicht, ſo neiget er ſich unmerklich ſeiner Auflöſung. Die ſolidern Theile, nachdem ſie ihre gröſste Ausdehnung erlangt haben, verhärten, die Membrane werden cartilaginös, die Knorpel verknöchern, die Haut trocknet aus, die Haare bleichen, das Geſicht entſtellt ſich, der Körper wird

Buffon. (Hiſt. natur. T. IV. p. 248—273. Deux-Ponts, 1785.)

gekrümmt — und der Tod ist unvermeidlich. —

Der Tod ist keine so erschreckliche Sache, als wir uns wohl vorstellen. Nur von weitem scheint er als ein Uebel. Er ist ein Gespenst, das uns erschreckt, so lange wir es in der Ferne erblicken; in seiner Nähe verliert es diesen Eindruck. Unsre unrichtige Idee vom Tode läſst uns ihn nur als ein groſses Uebel betrachten, das noch zudem mit groſsen Schmerzen und Aengsten vergesellschaftet sey. Wir stellen uns das Scheiden der Seele von dem Leibe als einen anhaltenden, vielleicht den Augenblick des Scheidens, als einen ein ganzes Jahrhundert fortwährenden Schmerz vor, und dieſs aus dem Grunde, weil die Zeit in diesem Augenblicke sehr langsam auf einander folgt. Doch welch ein Miſsbrauch unsers Verstandes liegt in dieser Art zu denken! Die Vereinigung der Seele mit dem Körper geschieht ohne Wahrnehmung und

Empfindung; wie ſollten wir denken, daſs die Trennung derſelben mit Schmerz geſchehe? —

* * *

Es iſt der Wille Gottes und der Natur, daſs wir dieſe ſterbliche Hülle ablegen müſſen, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen ſoll. Das jetzige iſt mehr ein Raupenſtand; eine bloſse Vorbereitung zum Leben. *Der Menſch iſt dann erſt vollſtändig geboren, wenn er todt iſt.* Warum ſollten wir klagen, daſs unter den Unſterblichen ein neues Kind geboren worden, daſs ein neues Glied in ihren glücklichen Zirkel getreten? Wir ſind Geiſter. Der Huld und Güte Gottes verdanken wir's, daſs die Natur uns ſo lange den Körper leiht, als wir durch denſelben uns Vergnügen verſchaffen, Kenntniſſe erwerben, oder unſern Mitgeſchöpfen Gutes thun können. Wird er zu dieſen Zwecken ungeſchickt, gibt er uns ſtatt

Benj. Franklin. (Kleine Schriften, a. d. Engl. überſ. von *G. Schatz.* Th. II. S. 6. Weimar, 1794.)

Vergnügen Schmerz, und entſpricht er keiner von den Abſichten mehr, wozu wir ihn erhielten, ſo müſſen wir es abermahls als einen Beweis von Huld und Güte erkennen, daſs für ein Mittel geſorgt iſt, wodurch wir ihn los werden. Dieſes Mittel iſt der Tod.

* * *

(S. Allg. Lit. Zeit. Intell. Bl. v. May 1804. Halle. Aus der zu Philadelphia in Nordamerika erſcheinenden Zeit. v. Febr. des näml. Jahres.)

Ich gehe nun zum Schlaf (waren die letzten Worte des ſterbenden *Joſeph Prieſtley* zu ſeinen Enkeln), ſo wie ihr, meine Kinder; denn der Tod iſt ein langer, ſüſſer Schlaf im Grabe, und wir werden uns wiederſehen. —

* * *

C. F. Volney. (Die Ruinen, a. d. Franzöſ. [v. *G. Forſter*] S. 4 f. Berlin, 1792. 8.)

O Gräber! welche Kraft wohnt in euch! ihr ſchreckt die Tyrannen, ihr vergiftet mit geheimen Beben ihren ſtrafbaren Genuſs. Sie fliehen euern unbeſtechlichen Anblick, und fern von euch tragen die Feigen den Stolz ihrer Palläſte. Ihr ſtraft

den mächtigen Unterdrücker; ihr raubt dem habsüchtigen Erpresser das Gold, und rächt den Schwachen, den er geplündert hat. Ihr vergütet die Beraubungen des Armen, indem ihr die Pracht des Reichen in Verachtung senkt; ihr tröstet den Unglücklichen, dem ihr eine letzte Zuflucht darbietet; ihr gebt endlich der Seele das richtige Gleichgewicht von Stärke und Fühlbarkeit wieder, worin Weisheit und Lebensklugheit besteht. Der Nachdenkende zieht in Erwägung, dass er alles in euern Schoos zurückgeben muss, und verschmäht es, sich mit leerer Gröse, mit unnützen Reichthümern zu beladen; er hält sein Herz in den Schranken der Billigkeit, und vollbringt seinen Lauf, indem er die Augenblicke seines Daseyns benutzt und die Güter gebraucht, die ihm bewilligt sind. Auf solche Art legt er der ungestümen Begierde einen wohlthätigen Zaum an! ihr stillt den fieberhaften Durst nach einem Genusse, der die Sinne berauscht; ihr

last die Seele von dem ermüdenden Kampfe der Leidenschaften ausruhn; ihr erhebt sie über die niedrigen Vortheile, die den grossen Haufen quälen, und der Geist, der von euern Höhen den Schauplatz der Völker und Zeiten übersieht, entwickelt sich nur zu grossen Gefühlen und empfängt nur gründliche Begriffe von Tugend und Ruhm. O! wenn der Traum des Lebens ausgeträumt seyn wird, wozu hätten dann seine Erschütterungen genützt, wenn sie keine Spur des Nutzens zurücklassen?

* * *

Norona. (La Meurte, poema filosofica. S. Rapport sur les poësies espagnoles du Comte *Norona* par le C. *Caillhava*, lu à l'inst. nat. La Décade phil. etc. No. 11. Niv. an IX. 1801. p. 85 sq.)

Die Sense des Todes breitet sich auf allen Seiten aus, und sie erreicht eben so sicher die stolzen Palläste der Könige, als die anspruchslosen Hütten der einfachen Landbewohner. —

Der Tod ist nicht immer von Schmerzen umgeben. Er setzt die Seele in Freyheit; man hat daher Unrecht, so sehr

das Leben zu lieben, und ſo ſehr den Tod zu fürchten. Der Gerechte ſcheuet ihn ganz und gar nicht. *Socrates* dienet zum Beyſpiele.

* * *

Die Menſchen fürchten den Tod, ſagte *Baco*, wie die Kinder die Finſterniſs fürchten. Inzwiſchen ſcheinen die Alten den Tod mit einem feſten Auge betrachtet zu haben. — Doch bedienten ſie ſich, wenn ſie der letzten Grenze des Lebens Erwähnung thaten, ſelten des eigentlichen Wortes, ſondern nahmen ihre Zuflucht zu Umſchreibungen, oder zu gleichbedeutenden und weniger hart ſcheinenden Benennungen. So wurden die Worte: Schlaf, Nacht, Ruhe, ſtatt des Todes gebraucht. —

Die Verf. der *Deſcript. des principal. pierres gravées du Cab. du Duc D'orl.* (T. I. à Paris, 1780. fol. p. 167 ſq.)

Der Tod iſt nichts; auch haben die Alten ihn nie perſonificirt; ſie ſtellten ihn nur unter Bildern dar, die ihn bloſs

mittelbar dem Geiste vorstellten. *Ein Liebesgott, der seine brennende Fackel auslöscht; eine Rose auf einem Grabmahle:* dieses waren gewöhnlich die Symbole, durch welche sie ihn gern bezeichneten; Symbole, welche sehr dazu dienen, das Traurige des Gegenstandes zu mildern.

* * *

Chr. Meiners. (Betracht. üb. d. Tod. etc. im II. Th. s. vermischt. philos. Schrift. S. 236 u. f. Leipzig, 1776. 8.)

Die Alten nannten den Tod und Schlaf, der auffallenden Aehnlichkeit wegen, Zwillinge oder Brüder: den Schlaf entweder die kleinen Mysterien des Todes, oder eine vorläufige Einweihung in die grossen Geheimnisse desselben. — Der verehrungswürdige *Diogenes* von Synope bestätigte die Gedanken des *Socrates* und der übrigen Alten durch sein lehrendes Beyspiel. Der eiserne Schlummer des Todes hatte sich schon über den sterbenden Weisen niedergesenkt, und als er in diesem Zustande durch die Frage seines Arztes, wie er sich befinde, auf einige

Augenblicke wieder erweckt wurde, antwortete er ganz ruhig: *daſs ein Bruder den andern, der Tod den Schlaf zu umarmen anfange.*

* * *

Seht, die ſchweigende Nacht umſchlieſst zwey liebliche Knaben,
Ihre Kinder; ſie ruh'n ſchlafend der Mutter im Schooſs.
Der mit lächelnder Wang' im holden Traume, heiſst Schlummer;
Jener, das Haupt geſenkt tief in den hüllenden Schooſs,
Heiſset Tod: ſein Angeſicht ſiehſt du ein Mahl, nur ein Mahl.
„Ob es trauert, ob's lacht?" Frage dein kundiges Herz!

Karl Rechlin. (S. d. Archiv d. Zeit, e. Monatsſchr. Febr. 1797. Berlin.)

* * *

Die alten Artiſten ſtellten den Tod nicht als Skelet vor: denn ſie ſtellten ihn,

Leſſing. (Wie d. Alten d. Tod gebildet, eine Unterſ. etc. S. 5 u. f. 10. Berl. 1769. 4.)

nach der Homerischen Idee *), als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und stellten beyde, *den Tod und den Schlaf*, mit der Aehnlichkeit unter sich vor, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz, in dem Tempel der *Juno* zu Elis, ruhten sie beyde als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiss, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beyde mit über einander geschlagenen Füssen. —

Auch war der Tod den Alten (in der Vorstellungsart ihrer Kunst) ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefsinnigen Stellung, den linken Fuss über den rechten geschlagen, neben einem Leichname stehet,

*) *Ilias.* Ges. XVI. v. 669 f. Nach *Voss'ens* Uebersetz.

Dann ihn wegzutragen, vertrau den schnellen Geleitern,
Beiden dem Schlaf und dem Tode, den Zwillingen, etc.

mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Brust des Leichnames gestützt ist, und in der Linken, die um die Fackel herab greift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. —

* * *

Unter allen Nationen der Erde sind die Begriffe vom Tode und dem Todtenreich vorzüglich aus Bildern der Nacht, des Schlafes und Traums zusammen gedichtet worden. Wenn man also so gern vom Todten sagte: „er schläft!“ ja, wenn dieses einen Jeden der Anblick lehrte: was war natürlicher, als daſs der *Schlaf ein Bild des Todes* auch in Ausdrücken der Sprache, Kunst und Dichtkunst wurde? Und da weder Kunst noch Dichtkunst den Begriff von Aehnlichkeit beyder besser sinnlich machen konnte, als daſs sie solche zu Brüdern schuf: wer konnte ihre Mutter seyn, als die Nacht? — —

Herder. (Wie d. Alten d. Tod gebild. Th. II. d. zerstr. Blätt. Gotha, 1786. 8. S. 291 u. 324 f.)

Ich freue mich über die Allegorie, die der Schöpfer in unſre Natur, mithin in das Gefühl auch der gedankenloſeſten Menſchen durch dieſen Wechſel von Licht und Dunkel, von Schlaf und Wachen gelegt hat. Mich dünkt, er habe uns dadurch täglich an den Umkreis unſers Schickſals erinnern wollen, und ſende uns zu dieſer Erinnerung den Schlaf, des Todes Bruder! Sanft rauſchen ſeine dunkeln Flügel herbey, und umſchatten uns mit der nächtlichen Wolke. Der holde Genius ſenkt ſeine Fackel täglich nieder, und erquickt uns, wenn der Tag unſre Augen blendete, mit einigen Tropfen der Vergeſſenheit aus ſeinem ambroſiſchen Horne. Müde vom Glanz der jungen Sonne, ſehen wir täglich die alte Mutter Nacht kommen, mit ihren zwey Knaben auf dem Arm, in einen dunkeln Schleyer gehüllt; aber mit einer weithin ſtrahlenden Sternenkrone. Indem ſie auf der Erde unſern Blick verengt und umdunkelt, weckt

ſie die Augen unſers Geiſtes auf zu groſsen Ausſichten weiter Welten. Aber die Blicke dahin ſind für unſern Erdengeiſt nur Träume; mehr kann die Mutter des Schlafs und der Ruhe uns nicht geben.

* * *

Nach andern Dichtungen der Alten trägt *Apollo*, der Gott der Gottheit und Jugend, den Saitenſpiel und Geſang erfreut, auch den Köcher auf ſeiner Schulter; er ſpannt den ſilbernen Bogen, und tödtet mit *ſanftem Geſchoſs* die Menſchen. Dieſe Dichtung iſt eine der erhabenſten und liebenswürdigſten, weil ſie ſelbſt den Begriff der Zerſtörung, ohne davor zurück zu beben, in den Begriff der Jugend und Schönheit wieder auflöst, und auf dieſe Weiſe dem *ganz Entgegengeſetzten* dennoch einen harmoniſchen Einklang gibt.

K. Phil. Moritz. (Götterl. od. mytholog. Dicht. d. Alten. S. 110 u. f. Berl. 1791. 8.)

Apollo und *Diana* ſind die verſchwiſterten Todesgötter, — ſie theilen ſich in

die Gattung: — jener nimmt sich den Mann, und dieser das Weib zum Ziele; und wen das Alter beschleicht, den tödten sie mit sanftem Pfeil, damit die Gattung sich in ewiger Jugend erhalte, während dass Bildung und Zerstörung immer gleichen Schritt halten. —

Gleich den vom Vater der Götter gesandten Tauben, die, vor der gefahrvollen *Scylla* vorbei fliegend, beständig eine aus ihrer Mitte verlieren, die vom *Jupiter* sogleich ersetzt wird, damit die Zahl voll bleibe; macht auch ein Menschengeschlecht unmerklich dem andern Platz, und wer, von Alter und Schwachheit übermannt, entschlummert, den hat in der Dichtersprache *Diana* oder *Apollo* mit sanftem Pfeil getödtet.

* * *

Schiller. (Die Götter Griechenl. in s. Gedicht. Th. I. Leipz. 1803. 8. S. 215.)

— Damahls trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,

Still und traurig senkt ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das *ernste Schicksal blickte milder*
Durch den Schleyer sanfter Menschlichkeit.

* * *

O! weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das, ernst und langsam, die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit, zu lösen.
Und wenn die Glut, mit tausend Gipfeln, sich
Zum Himmel hob, und, zwischen Dampf und Wolken,
Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freyer Blick
Der Hinterlassnen stieg dem neuen Gott,

Goethe. (Die natürl. Tochter. Trauersp. S. 122 f. Tübingen, 1804. 12.)

In des Olymps verklärte Räume, nach.
O! ſammle mir, in köſtliches Gefäſs,
Der Aſche, der Gebeine trüben Reſt,
Daſs die vergebens ausgeſtreckten Arme
Nur etwas faſſen, daſs ich dieſer Bruſt,
Die, ſehnſuchtsvoll, ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichſten Beſitz entgegendrücke.

* * *

Herder. (Wie d. Alten d. Tod gebild. u. ſ. w. Th. II. d. zerſtreut. Blätter, S. 296.)

Das hohe nothwendige Geſetz zu ſterben, war, perſonificirt, die Göttinn des Schickſals (*μοιρα*, *parca*, *fatum*, *fatus*): ſie war der Hauptbegriff der Alten, wenn ſie an den Tod dachten, und mich dünkt, der philoſophiſch-würdigſte Begriff, den Menſchen ſich über eine Beſtimmung, die ihrem Willen ſo widrig und ihrer Natur doch ſo gemäſs iſt, machen mögen. Seitdem dieſer Begriff des hohen verhängenden Schickſals aus dem Gemüth der Menſchen vertilgt iſt, ſchleicht ihre Seele mit Blicken kleiner Vorſichtigkeit

und mit Aengſten einer niedrigen Duldung einher. Um einige Tage mehr zu leben, leben wir oft gar nicht, indem wir weder dem ordnenden Schickſal voll Gerechtigkeit und Güte, noch der eiſernen Nothwendigkeit trauen. Die Griechen nicht alſo. In *Homer* und allen Tragikern iſt es das Schickſal, welches das Loos wirft, *Jupiter*, welcher wägt, und die *Parce*, die da ſchneidet. Auch die Kunſt ſcheute ſich vor dieſem hohen Begriffe nicht.

* * *

Die melancholiſche Sentenz des Hindoſtaners: „*Schlafen iſt beſſer, als wachen, aber der Tod iſt über alles*, —" dieſe Weisheit, die dem Nichtſeyn vor dem Seyn den Vorzug gibt, herrſcht auch in der Geſchichte und in den Meinungen der älteſten Griechen.

Garve. (Verſuche üb. verſchied. Gegenſtände etc. Th. II. S. 38. Berl. 1796. 8.)

* * *

Lessing. (Wie d. Alt. d. Tod geb. e. Unterf. S. 87.)

Es ist gewiss, dass diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, dass auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren musste. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.

Von dieser Seite wäre es also zwar vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunst verdrängt hätte! Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, dass der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend seyn könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheussliche

Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wieder in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

Nur die missverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

* * *

Wir leiden unter einer Menge natürlicher und nothwendiger Uebel; warum sollten wir uns noch unnöthige und künstliche schaffen? Die Schale des Todes, sie sey bitter oder süss, wartet Zeit genug auf uns; warum wollten wir sie uns, ehe wir sie kennen müssen, im Vorgeschmack verderben, und uns mit einem Phantom schrecken, das in der

Herder. (Wie d. Alt. d. Tod gebild. Th. II. d. zerstr. Blätt. S. 276 u. ff.)

Natur vielleicht nicht ist, in der Kunst aber viel weniger seyn dürfte?

Nicht aber die Bequemlichkeit bloss, um derenwillen der Mensch doch schon viel thut, sondern auch die Wahrheit selbst scheint den gräſslichen Bildern zu widersprechen, in denen Kinder und Schwache sich so gern den Tod denken. Wenn unsre Alltagsdichter immer und immer vom Todeskampf, vom Brechen der Augen, vom Röcheln, Starren, Entsetzen und Erbeben als vom Tode singen; so ist dieſs Miſsbrauch der Sprache: denn nicht Tod ist dieſs, sondern Krankheit. Habe ich nun wohl von der Anmuth des Hafens Begriff gegeben, wenn ich ihn mit den Stürmen des hohen Meers verwirre, aus denen er eben rettet, die sich in seine sanfte Ruhe enden? Er wäre ja nicht Hafen, wenn er die Höhe des Sturmmeers wäre; und gesetzt, daſs wir zu seiner Sicherheit auch nur durch Klippen, Strudel und einen engen Pfad gelangten,

welcher Feige wollte ſich nicht zum Ziel ſeiner Reiſe auch durch ſie hindurch wagen?

Sehen Sie, m. Fr., die natürlichſten Arten des Todes an; treten Sie an die Leiche eines blühenden Roſenkindes, eines Jünglinges, dem ſein letzter Athem hinwegſchwand, einer Geliebten, die, faſt ohne es zu wiſſen, hinüber ſchlummert, eines frommen Greiſes endlich, der, wie *Simeon*, ſich gleichſam ſein Sterbelied ſang, und, mit dem Kleinode des Himmels in ſeinen Armen, das Haupt neiget; wo iſt bey dieſen Todten der dürre Knochenmann? wo das Geſpenſt mit der furchtbaren Hippe, oder die Furie, mit welcher der Kranke auf ſeinem Bette ſoll gekämpft haben? Ein ſanfter Augenblick kam, ein Augenblick des Entſchlafens und nicht mehr Erwachens, der Stille, die kein Geräuſch, der Ruhe, die kein irdiſcher Unfall mehr ſtöret. Auch bey den gewaltſamſten Zerrüttungen der Krankheit

gehen meistens sanfte Minuten oder gar helle und heitere Visionen dem Abschiede voraus: die Flügel des Todes rauschen näher, und je näher sie kommen, desto sanfter wird ihr Sausen, bis sie uns überschatten; und der blasse Schleyer auf uns sinkt, der von lebendigen Händen kaum mehr berührt werden sollte. Heiliger Kreis ist um einen Entschlafenen: das sagt sein ruhiges Gesicht; das sagt seine befriedigte Todtengebehrde. Auch Gesichtszüge, welche die Leidenschaft lange verzerrt hatte, werden von der sanften Hand des Todes geebnet; so dass in wenigen Minuten mancher Entschlafne schöner ist, als er je in seinem Leben gewesen. *Kein Schreckgespenst also ist unser letzter Freund, sondern ein Endiger des Lebens; der schöne Jüngling, der die Fackel auslöscht, und dem wogenden Meer Ruhe gebietet.*

* * *

Fürchte den Tod nicht!
(Daſs ſeine Schrecken dich nicht ängſteten,
Hat dir ein holderes Bild von ihm,
Seinen Bruder, den Schlaf,
Den Tröſter der Mühen,
Der gute Geiſt gegeben.)
Fürchte den Tod nicht!
Aber verachte ihn nicht!
Den groſsen Lehrer,
Deinen Heiland aus vieler Noth,
Der dir die Bande löst,
Der's mit dir endet oder vollendet,
— Glaube, er wird es vollenden!
— Glaub' an dich und hoff' Unſterblichkeit!
Was drüben ſeyn wird,
Wenn du Weisheit und Tugend
Ehrteſt und übteſt, —
Wohl dir! Du haſt dich.

Conz. (Das Orakel der Weish. in ſein. Ged. S. 247 u. f. Samml. I. Tüb. 1792. 8.)

* * *

O

Kosegarten. (Rhapſ. S. 212 f. Bd. I. Lpz. 1790. 8.)

Der Tod — ein Schlaf! Ein ſchönes, mildes Bild! das älteſte Bild des Todes, das Lieblingsbild aller Dichter und Weiſen. Was iſt Schlaf? Eine Abſpannung unſerer ſchlaff gearbeiteten Sehnen. Eine Betäubung unſerer ermüdeten Sinne. Eine wohlthätige Unterbrechung unſerer Thätigkeit. Eine Ueberſchattung unſerer Kräfte. Ein leiſes Gewölk, das unſre Seele hüllet. — Das alles iſt auch der Tod. Vernunft- und Naturweisheit beweiſen, daſs der Tod nichts anders ſey.

Der Tod, ſagt ihr, iſt ein Uebel. Und um ihm gleichwohl nicht zu viel zu thun, ſetzt ihr hinzu: Er iſt ein nothwendiges Uebel. Wie? ein nothwendiges Uebel? — — Was iſt ein nothwendiges Uebel? Ich kenne kein nothwendiges Uebel. Alles, was nothwendig iſt, iſt gut. Die eiſerne, unwiderſtehliche Nothwendigkeit, die die Welt regiert, iſt nichts als das Roſenſeil weiſer Güte, mit dem der

Allgewaltige ſein All umſchlingt. In dieſem All iſt der Tod — iſt Naturnothwendigkeit — iſt alſo Anſtalt der allweiſeſten Güte.

* * *

Suche, Freund, ein gutes Gewiſſen zu behalten, beydes gegen Gott und den Menſchen, und wahrlich, ich ſage dir, du wirſt ſelig ſterben, auch ruhig, wenn dir das Leben es zuläſst. Es wird wohl ſo gut ſeyn. Ein gutes Gewiſſen iſt ein probates Schlaf beförderndes Mittel. — — Die Alten brauchten den Tod zur Aufmunterung. Es ſollte noch auf allen Grabmählern ſtehen: ſey getroſt, Wanderer, genieſs das Leben, denn es iſt kurz! Wer den Tod zuerſt als ein häſsliches Gerippe vorſtellte, war gewiſs ein junger Mahler, der ſeine Geliebte verloren hatte. Die Griechen mahlten ihn als einen Engel, und wahrlich, er iſt ein Engel, ein Bote Gottes zur Ablöſung! Den Seinen ſchenkt

Hippel. (Lebensläufe nach aufſteig. Linie. Th. III. Bd. I. Berl. 1781. 8. S. 185 f.)

er den Tod. Jene fromme Mutter, die ihre beyden Söhne, vor einem Wagen gespannt, in den Tempel zogen, bat die Götter, diese fromme Handlung mit der besten Gabe zu lohnen. Den Morgen fand man beyde in den Tod eingeschlafen. Tod und Schlaf sind Kinder von zwey Vätern und einer guten Mutter. Ist es nicht gut, daſs die Fesseln sich abnutzen, und wir endlich aufhören, Ruderſclaven zu seyn?

* * *

J. J. Engel. (Der Philos. f. die Welt. Th. III. S. 164. Berl. 1800. 8.)

Der Tod des Edlen ist sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooſs der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniſs Gottes und seiner selbst hervorgeht, lächelt noch im Tode auf seinem Angesichte.

* * *

Goethe. (Hermann u. Dorothea. Neue Ausg. Braunschw. 1799. 8. S. 203 u. f.)

— — Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.

Jenen drängt es ins Leben zurück, und
lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, in
Trübsal die Hoffnung;
Beyden wird zum Leben der Tod.

* * *

Der Schlaf war eher in der Welt als der Tod, das Vorbild eher als die Erfüllung. — Gehst du aus der Welt, wenn du stirbst? Deine Seele entschwebt nur den Dünsten dieser Erde. Ewiger Geist der Liebe webt im Athem der Natur; wo der webt, ist Leben —

Hippel. (Lebensläufe nach aufsteig. Linie. Th. III. Bd. I. S. 191 ff.)

Bis zum letzten Seufzer, sagt man, warum nicht bis zum letzten Lächeln? Weil das Leben ein Jammerthal ist, und doch kommt der letzte Augenblick, die letzte Stunde sehr oft, wie der Geist des Herrn im sanften Winde. —

Das Grab, Freunde, ist eine heilige Werkstätte der Natur! Ein Formzimmer,

Tod und Leben wohnen hier beysammen, wie Mann und Weib. Ein Leib sind sie. Eins sind sie. Gott hat sie zusammengefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Hand voll Erde ist eine Hand voll Welt. Schaudre nicht vor der Verwesung: das Weitzenkorn fault, und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muss sterben, was zum Licht und Leben herausbrechen soll. Diess Erdenall, dieser Erdenball hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem Jedes gelegen, die Brust, die Jedes gesogen. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsere Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide, ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder ausgestreut werden, auf einen schönen Acker. Die Natur

ist das *Perpetuum mobile*, sie steht nicht stille Sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben schön durch einander, daſs es eine Lust ist, anzusehen, dem, der ein Auge dazu hat. Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so gierig zueignen, Mensch! traure nicht, es wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten, wo es so lange verpflanzt und gepflanzt wird, bis — —

* * *

Unter der Erde ist Schlaf, über der Erde ist Traum; aber zwischen dem Schlaf und Traum sehe ich Lichtaugen wandeln wie Sterne. — Ein kühles Wehen kommt vom Meer der Ewigkeit über die glühende Erde. — Mein Herz steigt auf und will abbrechen vom Leben. — Es ist alles so groſs um mich, wie wenn Gott durch die Nacht ginge — Geister!

Jean Paul Fr. Richter. (Hesperus. Th. I. S. 351—353 u. f. Berlin, 1795. 8.)

faſſet meinen Geiſt, er windet ſich nach euch, und zieht ihn hinüber . . .

Siehe, hier klebt mein und dein Geiſt, angefroren an die Erdſcholle, und dort decket die Nacht alle hinter einander ruhende Himmel auf; dort im blauen glimmenden Abgrunde wohnt alles Groſse, was ſich auf der Erde entkleidet hat, alles Wahre, das wir ahnden, alles Gute, das wir lieben. — —

Sieh', wie alles ſo ſtill iſt drüben in der Unendlichkeit! — wie leiſe ziehen die Welten, wie ſtill ſchimmern die Sonnen! — Der groſse Ewige ruhet wie eine Quelle mit ſeiner überflieſsenden unendlichen Liebe mitten unter ihnen, und erquickt und beruhiget alles, und um Gott ſteht kein Grab.

— Ach, den ewig erſchütterten Buſen des Menſchen ſtillet nur ein Schlaf, entweder der irdiſche, oder der andere . . .

* * *

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schooss;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlassne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das warme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

* * *

Salis. (Das Grab. Gedichte. Vierte vermehrte Aufl. S. 49 u. f. Zürich, 1800.)

Fr. L. Graf *zu Stolberg.* (Lied. in den Gedichten der Grafen *C.* u. *F. L. v. Stolberg.* Lpz. 1779. 8.)

Des Lebens Tag ist schwer und schwül;
Des Todes Odem leicht und kühl;
Er wehet freundlich uns hinab,
Wie welkes Laub ins stille Grab.

Es scheint der Mond, es fällt der Thau
Aufs Grab, wie auf die Blumenau:
Auch fällt der Freunde Thrän' hinein,
Erhellt von sanfter Hoffnung Schein.

Uns sammelt Alle, Klein und Groſs,
Die Muttererd' in ihren Schooſs.
O, säh'n wir ihr ins Angesicht;
Wir scheuten ihren Busen nicht.

* * *

Jean Paul Fr. Richter. (Hesper. Th. I. S. 100 u. 331.)

Der Mensch hat hier dritthalbe Minuten, eine zu lächeln — eine zu seufzen — und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Aber das Grab ist nicht tief, es ist der leuchtende Fuſstritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand

den letzten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet: so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloss die Dornenkrone von seinen Wunden ab. —

Der Mensch geht, wie die Erde, von Westen nach Osten; aber es kommt ihm vor, er gehe mit ihr von Osten nach Westen, vom Leben ins Grab. —

* * *

Erdenge zweyer Welten, stilles Grab;
Wie schweiget's um dich her! Diesseit ist Nacht
Und Staub; ein Häufchen todter Asche nur;
Und jenseit kommt kein Laut zu mir herüber,
Kein sel'ger Geist, der diesen Staub besucht,
Kein Traumgesicht. —

Herder. (Das Grab, in d. zerstreut. Bl. Th. VI. S. 92 ff.)

Nacht ist um mich. Hoch
Daroben funkeln Sterne. Glänzet ihr,
Gestirne droben, dem entschwungnen
Geist?
Und bricht dem Todten, wie dem Schlummernden,
Ein neuer Morgen an?

Was zweifelst du
In mir? Unsterblicher, der hier am *Rath*
Und *Werke der Natur* schon Antheil nahm.
Er sann, was sie ersonnen, und er traf's,
Aussprechend *ihre Regel*, *ihr Gesetz;*
Und bot unausgeschlagen ihr die Hand
Zum edelsten, zu ihrem *ew'gen Werk*,
Dem *Ordnen durch Verstand und Güte.*

Wenn
Sie fortan Dein zu ihrem Dienst bedarf,
(Und sie verschmäht, die reiche Sparerinn,
Die nichts verthut, und mit dem Mindesten
Das Grösseste verrichtet, keine Kraft

Und Uebung) wenn ſie fortan dein bedarf:
So ſage willig: ich bin da! Und web'
In meinem kleinen Winkel emſig fort
An jenem Schleyer der *Penelope*-
Minerva, der unüberſehbar dort
In Millionen Sternen prächtig glänzt.

* * *

Kein Erdenlaut ſchlägt an der Todten Ohr
Und ihren Schlummer, tief und eiſern, bricht
Der Morgenglocke Klang, der Vögel Chor,
Im dumpfen Schooſs der düſtern Wohnung nicht.

Matthiſſon. (Das Grab, im Nachtrag z. ſ. Ged. Zürich, 1799. S. 61 ff.)

Beglückt, wen dieſes Ports Umſchirmung birgt,
Wo der Orkane Wüthen ewig ſchweigt,
Kein Haſs vergiftet, keine Zwietracht würgt,
Und nimmer der Verläumdung Natter ſchleicht.

Da täuſcht kein Wahn, berauſcht kein
Sinnentraum
Mit Hoffnungsbildern aus dem Feenreich,
An Leer' und Unbeſtand dem Farben-
ſchaum
Der überſonnten Katarakte gleich.

Da trennt erkaufter Argliſt Hochverrath
Der Freundſchaft und der Liebe Bündniſs
nie;
Da hemmt kein Ozean, kein Alpenpfad
Die Wechſeltöne zarter Sympathie.

Da wohnt die Ruh', die nur am
Staube weilt,
Das Brot mit dem zufriednen Landmann
bricht,
Die wunde Bruſt gekränkter Unſchuld
heilt,
Und freundlich Kränze mit der Kindheit
flicht.

Der Menſchheit Freuden ſchlüpfen ohne
Spur
Mit Sylfentritten über Nebelgrund;

Ach! ihrer Schmerzen Drachenhorde nur
Schweift langsam folternd um der Erde
Rund.

Der Mitempfindung Trost, wovor das
Weh
Der Sterblichen zurück zum Orkus flieht,
Treibt selten Blumen, gleich der Aloe,
Die, von der Heimath fern, ein Kerker
zieht.

Zu grausam hehlt, im schwankenden
Gewühl',
Indeſs der Jugend Frühlingslaub verdorrt,
Der Zufall, bey des Lebens Maskenspiel,
Verwandten Seelen das Erkennungswort.

* * *

— In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,

Salis. (Der Gottesacker im Vorfrühling. Gedichte, S. 124 u. ff. in der ang. Aufl.)

Fanden froh die Ideale
Seliger Volkommenheit.

Ihre Schwächen ſind vergeſſen,
Groll und Zwietracht ruht verſöhnt,
Wo die Ruhe mit Cypreſſen
Der gekränkten Stätte krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Reitzt ſie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edlen Pfad umſtrickt.

Kühler Raſen überſchleyert
Sorgſam der Verweſung Spur;
Auf des Moders Halle feyert
Frühlingsfeſte die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geiſterreich ſich ſchlingt.

Auf den Gräbern unſrer Väter
Sprieſst des Erdrauchs Purpurſtrauſs,
Ein entwölkter lautrer Aether

Ueberwölkt ihr enges Haus,
Auf vermorſchter Särge Reſte,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Wallt durch weiſse Blüthenäſte
Goldner Frühlingsmorgenſchein.

Selbſt, wo raſenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute ſtürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund ſich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthsſtengel ſtehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das groſse Wiederſehn.

Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An der Dulder ſtilles Grab!
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab,
Flattert drüber, Hängebirken,
Dämpft den Tag umher durch Laub;
Und Natur mit leiſem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub!

* * *

Jean Paul Fr. Richter. (Hesper. Th. III. S. 298 f.)

Siehe! der Tod tritt, kalt gegen die Erde und unſern Jammer, eiſern, aufgerichtet und ſtumm, hin zur überdeckten Seele im beruhigten Leichnam, und reicht die verhüllte Seele mit unermeſslichem Arm von der Erde durch unbekannte Welten hindurch in deine ewige warme väterliche Hand, die uns geſchaffen hat — in das Elyſium, für das du uns gebildet haſt — unter die Verwandten unſers Herzens — in das Land der Ruhe, der Tugend und des Lichts . . . —

Die Flamme der Liebe und der Tugend lodert aufwärts über die Verweſungen — wir ſehen um das Todtenbett eine Bahre als Ruhebank, auf die alle Laſten abgelegt ſind, und das aus einander-gedrückte Herz auch — wir ſehen um das Todtenbett eine groſse unbekannte Geſtalt, die vom Ebenbilde Gottes den Erden-Rahmen bricht. — Aber wenn das Herz groſs wird neben unſerm

Ruheort, so wird es weich neben dem fremden. —

* * *

Matthisson. (Grablied; in s. Ged. Dritte verm. Auflage. S. 127. Zürich, 1794. 8.)

Auch des Edlen schlummernde Gebeine
Hüllt das Dunkel der Vergessenheit;
Moos bedeckt die Schrift am Leichensteine,
Und sein Nahme stirbt im Lauf der Zeit.

Wenn erwacht die neue Morgenröthe?
O! wenn keimt des ew'gen Frühlings Laub?
Niedrig ist der Todten Schlummerstätte,
Eng' und düster ihr Gemach von Staub!

Noch umkränzen Rosen meine Locken,
Liebe lächelt alles um mich her!
Nach dem letzten Hall der Sterbeglocken
Denkt kein Mensch des guten Jünglings mehr.

* * *

Voſs. (Troſt am Grabe; in ſ. Ged. Bd. I. S. 328 f. Hamb. 1785. 8.)

— — —

Nur der Erdenleib wird Erde;
Sein Bewohner bleibt!
Ja, du lebſt, Geliebter, lebeſt
Ueber Sternen, oder ſchwebeſt
Mitleidsvoll um deinen Freund,
Der an deinem Grabe weint!

Dieſe Kräfte, dieſes Trachten
Zur Vollkommenheit,
Dieſes Vorgefühl, dieſs Schmachten
Nach Unſterblichkeit:
Dieſer Geiſt, der Welten denket,
Würde mit ins Grab geſenket?
Und geſchaffen hätte Gott
Dieſes alles nur zum Spott?

Nein, nicht ſpottend, nicht vergebens
Schufſt du, Gott, dein Bild;
Lieb' und Weisheit hat des Lebens
Geiſt in Staub gehüllt.

Diese Hülle wird zertrümmert,
Und die freye Seele schimmert
Zu der höhern Geister Chor
Immer herrlicher empor.

* * *

Kosegarten. (Des Grabes Furchtbark. u. Lieblichk. in s. Poesien. Bd. II. Lpz. 1798. 8. S. 102 u. f.)

Furchtbar ist das Grab!
Kalte Winde sausen,
Dumpfe Schauer grausen,
Gram und Grauen hausen
Um das stumme Grab.
Furchtbar ist das Grab!

Lieblich ist das Grab.
Linde Stille flistert,
Kühler Schatten düstert,
Tiefer Friede säuselt
Um das stille Grab.
Lieblich ist das Grab.

Graunvoll ist das Grab.
Aengstlich ist des Grabes Enge,
Seine Breite, seine Länge,

Seine Höhe, ſeine Tiefe
Meſſen ſieben Schritte ab.
Graunvoll iſt das enge Grab.

Lieblich iſt das Grab.
Süſs und ſchirmend ſeine Enge;
Vor dem läſtigen Gedränge,
Vor dem gaukelnden Gepränge,
Vor der Thoren bunter Menge,
Rettet ſeine ſichre Enge —
Lieblich iſt das enge Grab.

Einſam iſt das Grab.
Kein Laut des Lebens,
Kein Tritt des Wandrers,
Kein Gruſs der Frohen
Beſucht das ewig öde Grab.
Ach, wie einſam iſt das Grab!

Einſam iſt das Grab.
Der Freude wilde Jubel,
Des Leichtſinns lautes Lachen,
Der Frechheit wüſter Reigen
Beſuchen nie das Grab.

Aber lebensmüde Weiſe
Und der Wehmuth ſanfte Töchter,
Und des Liedes edle Söhne,
Wandeln gern, wo Gräber grünen,
Schauen ſtaunend drauf hinab —
Nein, nicht einſam iſt das Grab.

* * *

Matthiſſon. (Das Grabmahl; in dem Nachtrag z. ſ. Ged. S. 47.)

Weile, von der Hageroſe
Kühl, o Wandrer, überwebt,
Wo dieſs Grab mit ernſtem Mooſe
Sich am Schattenquell erhebt.

Zwey verwandte Geiſter warfen
Hier zugleich den Schleyer ab;
Lieblich, wie durch Aeolsharfen,
Weht die Mayluft um ihr Grab.

Ihre Lichtgebilde ſteigen
Aus der Hoffnung Heiligthum
Vorbedeutend auf und zeigen
Jenſeits dir Elyſium.

* * *

C. A. Tiedge. (Urania etc. Halle, 1801. 8. S. 172 f.)

Neiget in den öden Raum
Traurend sich mein Haupt hinunter:
Dann geht diese Welt mir unter,
Wie ein wesenloser Traum.

Und an ihrem finstern Saum,
Hinter diesem Weltgetriebe,
Schauet eine Welt, voll Liebe,
Licht und Recht, in meinen Traum.

Sie, die Unschuld — nur gekannt
Von dem Geiste, der sie richtet —
Der den Geist der Thaten sichtet,
Finde dort ihr stilles Land.

Finde dort den Friedenshain,
Wo die freyern Seelen wohnen,
Die mit unbefleckteren Kronen
Sich dem nächsten Himmel weihn!

* * *

Kant. (Anthropologie in pragm. Hins. Zweyte verb. Aufl. S. 141 u. f. Königsb. 1800. 8.)

Wer über den Gedanken des Todes nicht mit *männlichem Muthe* wegsieht, wird des Lebens nie recht froh werden.

* * *

Nur der ist grofs und glücklich, der den Tod nicht scheut, und die mächtige Kunst versteht, *als ein Mann zu sterben.*

Carl von Bonstetten. (Ueber Tod und Unsterblichk. in s. Schrift. Bd. I. herausgeg. von *Matthisson.* Zürich, 1793. 8.)

* * *

Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt *).

Schiller. (Unsterblichkeit. Bd. III. St. 9. der Horen. S. 136.)

* * *

Mit stiller, aber unwiderstehbarer Gewalt führt uns der Strom des Lebens an die Ufer der Ewigkeit fort. Ein natürliches unerbittliches Schicksal, vor welchem die Einbildungskraft, und noch mehr das üble Bewufstseyn zurückschaudert, indefs ihm die Vernunft, eben weil es natürlich und unvermeidlich ist, mit *ruhiger Gelassenheit* entgegensieht. Der Tod ist Ruhe der erschöpften Natur und

J. Ith. (Verf. e. Anthropol. od. Philos. d. Mensch. nach s. körp. Anlag. Th. II. S. 262. u. ff. Bern, 1795. 8.)

*) *Seneca* (epist. 65.) sagt: Homines quidem pereunt; ipsa humanitas, ad quam homo effingitur, permanet. —

Stillſtand ihrer Wirkſamkeit. Die Kraft, welche am letzten auslöſcht, iſt eben die, welche die erſte Bedingung des Lebens ausmacht, die Muskelkraft. Mit ihr erſtirbet das Herz, die Blutwelle ruht, der Athem entſcwindet, und alle Bewegungen des Körpers werden zur bevorſtehenden Auflöſung gefeſſelt. Dieſs iſt der Tod der Natur. — So wäre nun der Vorhang über der letzten Scene dieſes Erdenlebens niedergeſunken: aber was geſchieht nun der Seele? ſie iſt ja eine von allen Naturkräften weſentlich verſchiedene geiſtige Subſtanz. Wiewohl ſie alle Schickſale des Körpers wegen ihrer innigen Vereinigung mit demſelben theilt: ſo kann ſie doch den Tod nicht mit ihm gemein haben, da er ſie von ihm trennt. Nein, losgebunden von der thieriſchen Organiſation und der niedrigen Sinnlichkeit, erreicht ſie jetzt, die Unſterbliche, eine neue Stufe auf der Leiter ihrer Beſtimmung, und fährt in einer beſſern, glücklichern, glänzendern

Ordnung der Dinge zu wirken fort, wo ſie hier geblieben war.

* * *

Ach! Natur, wie ſicher und groſs in allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer
Aus der bewölkten Kluft ſchäumend und brauſend hinab;
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, den köſtlichen Schatz, herrſcht ein ſchwankendes Loos.

Goethe. (*Euphroſyne* etc. in d. neu. Schrift. Bd. VII. Berlin, 1800. 8. S. 219 f.)

Nicht dem blühenden nickt der willig
ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom
Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchlieſst dem Aelteren
immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem
Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die
Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und
Enkel umſonſt,
Steht, ein beſchädigter Stamm, dem rings
zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſ-
ſen geſtreckt. —

* * *

John Baggeſen. (Das Labyrinth. Eine Reiſe durch Deutſchland, d. Schweitz u. Frankr. Stück V. S. 422 u. f. a. d. Dän. üb.)

Unmöglich kann der Verluſt des Staubes ſchmerzhaft ſeyn, — oder der Menſch iſt nichts als Staub. —

Den unvermeidlichen Tod für ein Uebel halten, iſt in meinen Augen gotteslästerlich. —

Nichts kann ich in dieser Welt weniger begreifen, als die Angst vor dem Sterben, die so allgemein seyn soll. Möge man es dahin gestellt seyn lassen, ob uns jenseits etwas Besseres oder etwas Schlechteres erwarte; sicherlich erwartet uns dort etwas Anderes. —

v. C. F. Cramer. Altona u. Lpz. 1795. 8.)

Unsäglich gern will ich in deinem Strome hingleiten, willkommener Tod! über allen Ausdruck gern den gröberen Staub mit einem feinern vertauschen! Zwar kenne ich deinen Ausfluss nicht; weiss nicht, ob deine Mündung in das Caspische, in das Mittelmeer, oder in den Ocean jenseits fällt, — aber wo hinein sie auch falle, fällt doch mein Wesen nie aus der ewig gütigen, milden, schützenden Vaterhand, in der jedes Meer ein Tropfen ist.

* * *

Freunde! Schaudert ihr vor dem kalten Arm der Erde? Seyd getrost! Ihr werdet in ihm von der Last eurer

Hippel. (Lebensl. n. aufst. L. Th. III. Bd. II. S. 121. Bd. I. S. 166 f.)

Pilgrimſchaft ausruhen, und auch der hier nicht viel ſchlafen konnte, wie ſanft wird er hier ſich legen! — —

Der Thor klagt über das, was nicht zu ändern iſt, der Weiſe ſucht Bewegungsgründe, es zu tragen. Das Ende liegt immer im Anfange, ſo wie der Anfang im Ende — Die Sonne gehet auf und unter, und der Menſch ihr nach. Sich grämen, daſs wir ſterben müſſen, heiſst: ſich grämen, daſs wir ſind. Durch Philoſophie, der man durch Ton und Gebehrde nachzuhelfen verbunden iſt, kann man des Todes Bitterkeit vertreiben, und, wenn Noth am Mann iſt, ſelbſt für Ehre und Vaterland ſein Haupt hingeben. —

Unſer Leben iſt ein Quodlibet von Abwechſelungen, ein Apriltag, und wenn Thoren es gleich für Mangel der Lebensart halten, an den Tod zu denken; ſo haben doch von jeher kluge Leute Todes-

betrachtungen, als richtige Proben eines gut gerechneten Lebens, angesehen.

* * *

Je mehr der Mensch natürlicher Weise den Tod fürchtet, und durch die Gewiſsheit desselben das Leben verbittert fühlt; desto mehr wünscht er, sich zu überzeugen, daſs der Tod kein Uebel sey. *Garve.* (Vers. üb. versch. Gegenst. etc. Th. II. S. 39.)

* * *

Todt seyn, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtseyn ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben jetzt, in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden, und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, *Lessing.* (Wie die Alten den Tod gebildet, eine Unt. etc. S. 60.)

und es ist nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn sie diese beyden Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zustand des Todes selbst, mit einem und eben demselben Worte benennet.

* * *

Kant. (Anthropol. etc. zweyte verbess. Aufl. S. 67.)

Das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren (denn eine Erfahrung zu machen, dazu gehört Leben), sondern nur an Andern wahrnehmen. Ob es schmerzhaft sey, ist aus dem Röcheln, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr scheint es eine bloss mechanische Reaction der Lebenskraft, und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmähligen Freywerdens von allem Schmerz zu seyn. — Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch dem Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tode ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie *Montaigne*

richtig sagt, vor dem Gedanken gestorben (d. i. todt) zu seyn; den also der Kandidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Kadaver, was nicht mehr Er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder irgend sonst wo denkt. — Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst. Der Gedanke: ich bin nicht, kann gar nicht existiren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewusst werden, dass ich nicht bin.

* * *

— Der reissende Strom des Lebens bringt uns immer und immer, mit stiller, aber unwiderstehlicher Gewalt, den Ufern der Ewigkeit näher. — Später oder früher kommt der Greis dahin, dass er, wenn er weise ist, das Leben für ein

Haller. (Elem. Physiol. corp. humani etc. Tom. VIII. L. 30. Sect. 3. §. 12. Ed. 2. Lauf. 1778. 4.)

grofses Ungemach, und den Tod für eine Wohlthat anſieht.

* * *

J. G. Zimmermann. (Ueber d. Einſamkeit. Bd. IV. S. 198 f. Lpz. 1785. 8.)

Freudig wird auch das hohe Alter, und fröhlich müſſen ſeine Tage hinflieſsen, wenn der Greis auf ſeinem Gütchen den Segen überzählet, den er nachläſst, und den Lohn, der auch ſchon hier darauf folget. Rückſicht auf ein tugendhaftes und edel geführtes Leben kann keinen Menſchen niederſchlagen. Groſse Seelen erblaſſen nicht beym Anblick ihres Grabes. — — Zurückziehen kann ſich Jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergangenen machen, als es werth iſt, und in den Augenblicken, die er noch hat, die ſchon beſeſſenen Kenntniſſe von Gott und Tugend neu beleben und erweitern; und ſo wird er denn auch mit Feſtigkeit glauben an die Morgenröthe jenſeits des Grabes, und den Tod weiter für nichts

halten, als für sanften Sonnenuntergang des Lebens.

* * *

Die Betrachtung unsers natürlichen Endes hat ihren gewissen Nutzen in Verbesserung des moralischen Zustandes der Menschen, und diesen Einfluss haben auch unchristliche Weltweise laut eingesehen. Aber selbst unser körperliches Wohl kann jene Betrachtung befördern helfen, wenn wir nicht bloss mönchische Meditationen über diesen Gegenstand anstellen, und das Schicksal der Lebenden vergessen wollen, während dem wir uns mit der Geisterwelt beschäftigen. — —

Joh. Pet. Frank. (Syst. ein. vollst. medicin. Polizei etc. Bd. IV. Abtheil. 2. Abschn. 4. §. 1. 7. Mannheim, 1788. 8.)

Warum stirbt nur der civilisirte Mensch mit dem *appareil* von so gräslichen Schrekken, wenn inzwischen die ganze übrige Natur, die mehrsten so genannten wilden Nationen, ein paar Muskelverzerrungen abgerechnet, ohne alle die Ahndungen, welche bey uns den ganzen Lebenslauf

ſchon vergällen, den letzten Aderſchlag ruhig genug abwarten, und der natürlichen Auflöſung keine künſtliche Marter hinzugeſchafft ſehen dürfen? . . . Iſt es wohl ein Vorzug für das aufgeklärtere Menſchengeſchlecht, daſs uns übel verſtandene Religionsbegriffe mit Bildern des Todes vollpfropfen, worunter wir unſere Geſundheit und die Ruhe des ganzen Lebens zuſetzen, und daſs die letzten Augenblicke des religiöſen Menſchen, gegen jene, des thieriſchen Menſchengeſchöpfes, in dem allerſchlimmſten Verhältniſſe erſcheinen? . . . daſs gewiſſe Menſchen einen Theil ihres Lebens darauf verwenden, ihren Mitbrüdern den Tod ja recht fürchterlich vorzuſchildern, weil ſie, der gelindeſten Auslegung nach, zu träge ſind, den Geſunden beſſere Gründe ihres Wohlverhaltens vorzulegen? —

* * *

Keine Furcht macht unglücklicher, als die Furcht vor dem Tode. Sie fürchtet etwas, was ganz unvermeidlich ist, und wovor wir keinen Augenblick sicher seyn können; sie geniesst jede Freude mit Angst und Zittern; sie verbietet sich alles, weil alles ein Vehikel des Todes werden kann, und so über dieser ewigen Besorgniss, das Leben zu verlieren, verliert sie es wirklich. Keiner, der den Tod fürchtete, hat ein hohes Alter erreicht.

Chr. W. Hufeland. (Die Kunst, das menschl. Leb. zu verläng. S. 393 u. ff. Jena, 1797. 8.)

Liebe das Leben und fürchte den Tod nicht, das ist das Gesetz und die Propheten, die einzige wahre Seelenbestimmung, um glücklich und alt zu werden. Denn auch auf das Glück des Lebens mag der nur Verzicht thun, der den Tod fürchtet. Kein Genuss ist bey ihm rein, immer mischt sich jene Todes-Idee mit ein, er ist beständig wie einer, der verfolgt wird, der Feind sitzt ihm immer auf den Fersen. Und dennoch gibt es so unzählige

Menſchen, die dieſe Gemüthskrankheit nicht los werden können. Für dieſe will ich hier einige Regeln angeben, die, wenn ſie auch gleich keine metaphyſiſche Tiefe haben ſollten, ich doch als recht gute Hausmittel gegen die Todesfurcht empfehlen kann, die ich aus Erfahrung als ſehr wirkſam kenne.

1) Man mache ſich mit dem Gedanken an den Tod recht bekannt. Nur der iſt in meinen Augen glücklich, der dieſem unentfliehbaren Feinde ſo oft recht nahe und beherzt in die Augen geſehen hat, daſs er ihm durch lange Gewohnheit endlich gleichgültig wird. Wie ſehr täuſchen ſich die, die in der Entfernung des Gedankens an den Tod dieſs Mittel gegen die Todesfurcht zu finden glauben! Ehe ſie ſich's verſehen, mitten in der lachendſten Freude wird der Gedanke ſie überraſchen, und ſie deſto fürchterlicher erſchüttern, je mehr er ihnen fremd iſt. Genug,

ich kann nur den für glücklich erklären, der es dahin gebracht hat, mitten im Freudengenuſs ſich den Tod zu denken, ohne dadurch geſtört zu werden, und man glaube mir es auf meine Erfahrung, daſs man durch öftere Bekanntmachung mit dieſer Idee und durch Milderung ihrer Vorſtellungsart es darin zuletzt zu einer auſserordentlichen Gleichgültigkeit bringen kann. — *Wer den Tod nicht mehr fürchtet, der allein iſt frey; es iſt nichts mehr, was ihn feſſeln, ängſtigen oder unglücklich machen könnte. Seine Seele füllt ſich mit hohem unerſchütterlichen Muthe, der ſelbſt die Lebenskraft ſtärkt, und dadurch ſelbſt ein poſitives Mittel wird, ihn zu entfernen.*

Noch hat dieſe Gewohnheit einen nicht unwichtigen Nebennutzen. Sie iſt auch ein vortreffliches Hausmittel, tugendhaft und rechtſchaffen zu bleiben. Bey jedem zweifelhaften Falle, bey jeder Frage,

ob etwas recht oder unrecht ſey, denke man ſich nur gleich an die letzte Stunde des Lebens hin, und frage ſich: würdeſt du da ſo oder ſo handeln, würdeſt du da wünſchen, ſo oder ſo gehandelt zu haben? Eine Freude, ein Lebensgenuſs, wobey man ruhig an den Tod denken kann, iſt gewiſs unſchuldig. —

2) Mancher fürchtet weit weniger den Tod, als die Operation des Sterbens. Da macht man ſich die allerſonderbarſten Begriffe von der letzten Todesnoth, der gewaltſamen Trennung der Seele von ihrem Körper und dgl. mehr. Aber dieſs alles iſt völlig ungegründet. Gewiſs hat noch kein Menſch das Sterben ſelbſt empfunden, und eben ſo bewuſstlos, wie wir ins Leben treten, eben ſo treten wir wieder heraus. Anfang und Ende flieſsen hier wieder zuſammen. Meine Beweiſe ſind folgende: Zuerſt kann der Menſch keine Empfindung vom Sterben haben,

denn Sterben heiſst nichts anders, als die Lebenskraft verlieren, und dieſe iſt es eben, wodurch die Seele ihren Körper empfindet; in demſelben Verhältniſs alſo, als ſich die Lebenskraft verliert, verliert ſich auch die Empfindungskraft und das Bewuſstſeyn; und wir können das Leben nicht verlieren, ohne zugleich oder noch eher (denn es gehören dazu zartere Organe) auch das Gefühl des Lebens zu verlieren. Und dann lehrt es auch die Erfahrung. Alle die, welche den erſten Grad des Todes erlitten und wieder zum Leben zurück gerufen wurden, verſichern einſtimmig, daſs ſie nichts vom Sterben gefühlt haben, ſondern in Ohnmacht, in Bewuſstloſigkeit verſunken ſind. — Man laſſe ſich nicht durch die Zuckungen, das Röcheln, die ſcheinbare Todesangſt irre machen, die man bey manchen Sterbenden ſieht. Dieſe Zufälle ſind nur ängſtlich für den Zuſchauer, nicht für den Sterbenden, der davon nichts empfindet. —

3) Man denke ſich das Leben immer als das, was es iſt, als einen Mittelzuſtand (der noch nicht ſelbſt Zweck, ſondern nur Mittel zum Zweck iſt, wie die tauſendfachen Unvollkommenheiten deſſelben hinlänglich beweiſen), als eine Periode der Entwicklung und Vorbereitung, als ein Fragment unſerer Exiſtenz, durch das wir bloſs zu andern Perioden übergehen und reifen ſollen. Kann uns denn der Gedanke wohl ſchrecklich ſeyn, dieſen Uebergang wirklich zu machen, aus dieſem Mittelzuſtande, aus dieſer räthſelhaften, zweifelsvollen, nie ganz befriedigenden Exiſtenz, zu einer andern heraus zu treten? Ganz ruhig und furchtlos können wir uns dann wieder dem höhern Weſen überlaſſen, was uns eben ſo, ohne unſer Zuthun, auf dieſen Schauplatz ſetzte, und von ihm die fernere Leitung unſers Schickſals erwarten.

4) Auch wird der Gedanke an die Vorausgegangenen die Todesfurcht ſehr

mildern, an den Zirkel der Lieben, die unserm Herzen nahe waren und es noch immer sind, und die uns gleichsam aus jenem dunkeln Lande freundlich zuwinken.

* * *

An dem Gesetz des Todes hängt das Gesetz der Erzeugung; an der fortdauernden allmähligen Verminderung des Geschlechts die Möglichkeit seiner fortdauernden allmähligen Vermehrung. *Und so ist denn der Tod der erste, der grösste Wohlthäter des Lebens.* Denn nur durch ihn ist die Liebe da, die Schöpferinn unserer süsseften Freuden und unserer edelsten Vorzüge; nur durch ihn sind die einzelnen theuren Bande häuslicher Gesellschaften da, und das grosse der bürgerlichen Gesellschaft, das alle jene einzelnen Bande zusammenfasst, und sie in einen Knoten verschlingt; nur durch ihn ist jeder Vorzug des Geistes und Herzens da, *Engel.* (Der Philos. für die Welt. Th. III. S. 228 f.)

der uns über den einſamen Wilden emporhebt, jede Verfeinerung und Veredlung durch Umgang, Wiſſenſchaft, Kunſt, jede ſanfte, jede menſchliche Tugend. —

* * *

M.A.Weikard. (Der philoſ. Arzt. Bd. I. S. 200 u. f. Neue Aufl. Frankf. a.M. 1798. 8.)

„Es iſt ein unvermeidliches Schickſal — *primum ſtatutum in magna charta* — es iſt eine immerwährende Parlamentsacte, mein lieber Bruder," ſagte der alte *Shandy*, — „*alles muſs ſterben.*" Aber es iſt doch dieſer Unterſchied, daſs Einige mit kaltſinniger Gleichgültigkeit, Andere mit Angſt und Unruhe, Andere mit Ueberlegung und Zufriedenheit dem Tode entgegen ſehen. Ich habe von jeder Klaſſe Leute ſterben geſehen. Einige ſcherzten, ſo zu ſagen, bis auf den letzten Athemzug; Andere ergaben ſich in den Willen des Schöpfers, dem es etwa gefällig wäre, ſie von der Welt abzufordern; Andere ſtarben in dummer Gleichgültigkeit. Einige bebten vor dem Gedanken des Todes, und ſchrien, ſo lange ſie ſich gegenwärtig waren, um Hülfe. —

Ich habe mehrmahl die gröſste Wirkung von Erziehung und Gewohnheit auch auf dem Sterbebette wahrgenommen. Leute, die in ihrem Leben luſtig und entſchloſſen waren, konnten ſich eben ſo leicht bey der Ankündigung des Todes faſſen. — *Rabelais* ſcherzte, bis er ſtarb. Der leichtſinnige *Petronius* ſtarb, wie er gelebt hatte. *Thomas Morus* war luſtig bis auf den Richtplatz; er reichte ſeinen Kopf munter dar. —

Andere haben ſich dem Tode aus philoſophiſcher Groſsmuth ergeben. Sie kennen die Unbilligkeit der Verfolgungen der Welt, die Beſchwerniſſe des Lebens, die Nothwendigkeit des Sterbens; ſie ſtellen ſich den Schöpfer als einen gütigen Vater vor. Aus ſolchen Gründen ſehen ſie dem Ende des Lebens eben mit ſolcher Gelaſſenheit entgegen, als ein philoſophiſcher Miniſter, nach dem Tode ſeines Herrn, ſich in ſeine Entfernung vom Hofe zu

finden weiſs. Man hat vielleicht noch nirgendwo und noch zu keiner Zeit ſo häufige Beyſpiele eines philoſophiſchen Todes geſehen, als in neueren Zeiten bey der Franzöſiſchen Nation, ſowohl unter der Guillottine, als auf dem Schlachtfelde. Mit Freuden und ſtolzer Groſsmuth iſt der unſchuldige *Phokion* zum Richtplatze gegangen. *Socrates* war eines wohlgeführten Lebens und einer künftigen Glückſeligkeit überzeugt, daher rührte ſeine groſsmüthige Todesart. So ſterben Philoſophen und wahre Helden!

* * *

Bürger. (Die Tode etc. in ſein. ſämmtlichen Schriften, herausgeg. von *Reinhard.* Bd. II. Göttingen, 1796. 8.)

Für Tugend, Menſchenrecht und Menſchenfreyheit ſterben,
Iſt höchſt erhabner Muth, iſt Welterlöſer-Tod:
Denn nur die göttlichſten der Heldenmenſchen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.

Am höchften ragt an ihm die grofse
Todesweihe
Für fein verwandtes Volk, fein Vaterland
hinan.
Dreyhundert Sparter ziehn in diefer Hel-
denreihe
Durchs Thor der Ewigkeit den Uebrigen
voran.

So grofs ift auch der Tod für einen
guten Fürften,
Mit Zepter, Wag' und Schwert in tugend-
hafter Hand.
Wohl mag der Edeln Muth nach folchem
Tode dürften:
Denn es ift Tod zugleich für Volk und
Vaterland.

Der Tod für Freund und Kind, und
für die füfse Holde
Ift, wenn nicht immer grofs, doch rüh-
rend ftets und fchön.

Denn es ist Todesgang, den, nicht erkauft mit Golde,
Im Drange des Gefühls nur edle Menschen gehn.

* * *

Jean Paul Fr. Richter. (Der 17. Juli, oder *Charlotte Corday.* Ein Taschenb. f. 1801. herausg. v. *Fr. Genz, Jean Paul* u. *J. H. Voss.* Braunschw. S. 138. 12.)

Der Engel im Menschen hat, wie Gott, keine Zeit und Zukunft und kein sinnliches Verhältniss, sondern die Gegenwart der Ewigkeit, er handelt und wächst nicht nach Jahren, und kennt keinen Verlust als den seiner eignen Achtung, nicht den widersprechenden seines Daseyns. — —

Ziehet nur hin auf eure Blutgerüste, unter eure Opferthore, auf eure Tarpejischen Felsen, ihr grossen Seelen über der Erde — schwinget euch kühn auf die schwarzen Flügel des Todesengels, sie werden bunt entglimmen, wenn sie euch berühren und tragen — aber ihr seyd schon hinaufgetragen, *Socrates, Leonidas, Morus,* und ihr Ewigen alle. —

* * *

Dem Menschen ward ein freyer Lebenssinn. Tiedge. (Urania. S. 193 ff.)
Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben;
Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.
Es ist der Freyheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edlen Jüngling *Bion* drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat;
Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben wegzuwerfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft und wählt den Tod.

Doch will er nicht zu rasch hinaus ins
Dunkel greifen,
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drey Tage soll die That in ihrer Knospe
reifen,
Entschlossen will er untergehn!
Die dritte Nacht erscheint schwarz, wie
die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die
Natur.
„Noch ein Mahl" — ruft er aus — „hebt
aus dem Fluthgewühle
Des Lebens sich mein Haupt, und weg
ist meine Spur!
Zum letzten Mahle denn, ihr Himmels-
kerzen,
Zum letzten Mahl blick ich zu euch
hinaus;
Der hohe Weltgeist, der an seinem Herzen

Euch liebend trägt, verstösst mich nicht
daraus!
Nichts konnte von der Schmach mich
retten,
Nichts, als die Flucht ins sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schoofs hinab.
Ich zaudre noch? schon ist die Mitter-
nacht vorüber!
Und immer zaudr' ich noch? — Der
Tod — ein finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mahl vom stillen
Osten dort
Ein schöner Morgenblick in meine Seel'
herüber:
Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein
Geist, wir müssen fort! — —"

Den Kampf der Freyheit ehrt, müsst
ihr die That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der in der Gefahr, sein Leben zu
entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Das Daseyn fiel uns zu, die Freyheit wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreyheit siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn *Hehra*, ganz durchdrungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu *Mali's* Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte *Hehra* sprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre *Mali* kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreyheit siegt: ein *Brutus* hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht;
Er fühlt die süßre Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er mit nassem Blick am Blutaltar die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läßt. —

Die Geistesfreyheit hebt den Schwung der
grofsen Seele;
Sie feiert in der Nacht, der dunkeln Ker-
kerhöhle
Des *Socrates* ein lichtes Götterfest.
Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Athe-
ners,
Dem die Vernunft den Schierlingstrank
erwarb:
Zu frey, sich zu befreyn, nahm er den
Trank und starb.

* * *

Erschüttert steh ich, weifs nicht, ob
ich ihn
Bejammern, oder preisen soll sein Loos.
Diefs Eine fühl ich und erkenn' es klar,
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel gröfstes aber ist die Schuld.

Schiller. (Die Braut v. Mess. Ein Tauersp. Tübing. 1803. 8. S. 162.)

* * *

G.Chrift.Lichtenberg. (Vermifchte Schriften etc. B. II. S. 8 f. Götting. 1801. 8.)

Wenn nur der Scheidepunkt erft überfchritten wäre! Mein Gott, wie verlangt mich nach dem Augenblick, wo die Zeit für mich aufhören wird, Zeit zu feyn; wo mich der Schoofs des mütterlichen Alls und Nichts wieder aufnehmen wird, in dem ich damahls fchlief, als der Heinberg *) angefpült wurde, als *Epikur*, *Cäfar*, *Lukrez* lebten und fchrieben, und *Spinoza* den gröfsten Gedanken dachte, der noch in eines Menfchen Kopf gekommen ift.

* * *

Klopftock. (An die nachkommend. Freunde. B. II. d. Oden. S. 261 u. ff. Leipzig, 1798. 8.)

Unter Blumen, im Dufte des röthlichen Abends, in frohes
Lebens Genufs,
Das, mit glücklicher Täufchung, zu jugendlichem fich dichtet,
Ruh' ich, und denke den Tod.

*) Ein bekannter Berg bey Göttingen.

Wer ſchon öfter als ſiebzig Mahl die Lenze verblühn, ſich
Immer einſamer ſah,
Sollte der Vergeſſer des Todes ſeyn, des Geleiters
In die ſchönere Welt?
Wünſchet' ich mir den Beginn zu erleben des neuen Jahrhunderts;
Wäre der Wunſch nicht ein Thor?
Denn oft ſäumet, zwiſchen dem Tod' und dem Leben, ein Schlummer-
Leben; iſt nicht Leben, nicht Tod!
Und wie würde das mich bewölken, der immer ſich jedem
Schlummer entriſs!
Trennung von den Geliebten, o könnt' ich deiner vergeſſen;
So vergäſs' ich des Todes mit dir.
Doch, nichts Schreckliches hat der Geſtorbne. Nicht den Verwesten
Sehen wir, ſehn nicht Gebein;
Stumme Geſtalt nur erblicken wir, bleiche. Iſt denn des Mayes
Blume nicht auch, und die Lilie weiſs?

Und entfloh nicht die Seele des blumen-
ähnlichen Todten
In die Gefilde des Lichts,
Zu den Bewohnern des Abendſterns, der
Winzerin, *Maja's*,
Oder *Apollo's* empor,
Zu der *Arktur*, *Zynoſura's*, des *Sirius*,
oder der *Aehre*,
Aſteropens, *Zeleno's* empor?
Oder vielleicht zu jenes Kometen! der
flammend vor Eile,
Einſt um die Sonne ſich ſchwang,
Welche der ſchöneren, die der Erde ſtrah-
let, ihn ſandte
Auf der unendlichen Bahn.
Glänzender flog der Komet, und beynah
der ſendenden Sonne
Unaufhaltbar, ſo ſchnell
Schwang der liebende ſich. Er liebt die
Erde. Wie freut er,
Als er endlich näher ihr ſchwebt,
Da ſich des Wiederſehns! Zu der Erde
ſchallt ihm die Stimme
Aus den jungen Hainen hinab,

Aus den Thalen der Hügel, der Berge nicht; und die Winde
Heiſst er mit leiſerem Fittige wehn:
Alle Stürme ſind ihm verſtummt, und am ehernen Ufer
Schweigt das geebnete Meer.

* * *

Wie dichtes Waldlaub flattern unſre Tage
Wohlthätig dunkel um den Lebenshain;
Doch fällt ein ſanftes Himmelsblau herein
Auf den geſenkten Blick der Klage.
Wir ſchauen ſehnſuchtsvoll empor:
Dann tritt durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart, mit ſeinem ſtillen Himmel,
Der Geiſt der Zukunft leiſ' hervor,
Berührt uns, wie das Wandeln theurer Manen,
Wenn ein Erinnrungstraum ſich um die Seele ſchwingt;
Er offenbart ſich durch ein tiefes Ahnen

Tiedge. (Urania. S. 98 f.)

Des hohen Menſchen, der im Menſchen
liegt,
Und weihet zum Genuſs der höhern Lebensfülle
Die Einſamkeit, die mitten in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine ſtille,
Verhüllte Friedensinſel ruht.
Da iſt das Hochland, da der Blick, um den die hehre
Unendlichkeit in licht gefärbten Nebeln ſchwebt,
Aus welcher, wie aus grenzenloſem Meere,
Ein helles Morgenland ſich nach dem andern hebt.

* * *

Koſegarten. (Poeſien etc. Bd.II.S.326.)

Sink', o Sonne des Lebens, hinunter im röthlichen Weſten!
Hinter der Scheidenden ſtrahlt tröſtend das Spätroth herauf.
Heiliger Schimmer, du reichſt an eines Tages *Aurore*,
Welchen kein Nebel umwölkt, welchen kein Abend beſchränkt.

* * *

— Ach, ſo gern verweilet der himmelgeborne
Geiſt in der vaterländiſchen Heimath jenſeits der Gräber,
Wo nicht Könige hadern, und keine Krieger verbluten,
Wo kein Dränger plaget und kein Bedrängter erſeufzet,
Wo nicht Schmerz und nicht Tod, und ihr, Gräber der Todten! nicht mehr ſeyd,
Wo Elyſium blüht, und paradieſiſche Wonne
Dich, ſüſstraurendes Herz, aus der Lethe des Himmels erquicken.

Dan. Jeniſch. (*Boruſsias* etc. Geſang X. Berlin, 1794. 8.)

* * *

Zum Tode habe ich weit mehr Beyſpiele vor mir, als zum Leben. Wer ſein Leben zu lieb hat, verliert es, und macht ſich von einer Furcht abhängig, die uns von Menſchen zu Sklaven entwürdigt. Die Hauptdinge, die ich verlaſſe, ſind es nicht Geſchenke der Natur,

Hippel. (Kreuz- und Querzüge etc. Bd. II. Berlin, 1794. 8. S. 258 u. 276.)

die mir nichts nehmen wird, was sie mir nicht reichlich wieder ersetzen sollte? Wer seine Besitzungen als Theile seines Wesens ansieht, versteht weder Tod noch Leben zu schätzen; ich allein gehöre mir, und nichts ist so mein, als ich. Rechter Gebrauch meiner Kräfte und die Ausarbeitung derselben, sind die unsterblichen Güter, die ich jenseits des Grabes mitnehme. —

Wir sind hier, zu leben und zu sterben. — Zu leben ist schwer, zu sterben ist leicht; *doch niemand kann an den Tod weise denken, der nicht weise zu leben versteht.* — — Der Frevler ist ein Knecht des Todes sein Lebenlang; und so nichtswürdig sein Leben ist, so affenartig liebt er es. Was hat er mehr, als die Handvoll Leben, die dem Weisen nichts gilt, dem Unweisen aber alles? Der Edle könnte sich fast freuen, die Ketten abzuschütteln, womit das Leben ihn fesselte; er weiss, es gilt das Land der Freyheit

nach einem Wüſtengange, wo ihm ſo ſelten Manna und Wachteln fallen und friſches Waſſer aus einem Felſen ſpritzt.

* * *

Wir würden alle den Tod ſchöner finden, wenn er unſere Hülle nur entſeelte, nicht zerlegte — ferner, wenn wir die Trauer, die uns geliebte fremde Gräber geben, nicht verwirrend in das Bild des unſrigen übertrügen — ferner, wenn wir uns nicht im Leben ſo recht wie in einem warmen häuslichen eingewohnten Neſte feſt geſeſſen hätten, aus dem wir nicht gern aufwollen in den hohen kalten Himmel — und endlich würden wir den Tod verſchönern, wär' er uns verſagt. Ich träumte einmahl, durch *Swift* entzündet, von einem groſsen Geiſte, der ewig auf die Erde geſchmiedet wäre.

Jean Paul Fr. Richter. (Briefe u. bevorſtehender Lebenslauf. S. 443 u. ff. Gera u. Lpz. 1799. 8.)

Der unſterbliche Alte hatte fünf tiefe Wundenmahle ſeines Unglücks; er war

unglücklich im Frühling, weil uns dieser ewig durch eine höhere Hoffnung erfreuet und tröstet, als der raude Kirchhof der Erde erfüllen kann — er war's vor der Musik, durch welche die ganze Unendlichkeit seines Herzens wach wurde, und der er zurief: „*Sirene*, im langen, „langen Leben fand ich nichts von dem, „was du versprichst;" — er war's vor der Erinnerung der hohen Liebe, die in der hiesigen Welt nur keimen, und erst in der andern blühen kann — er war's vor der Sternen-Nacht, zu deren weit schimmernden Unermeſslichkeit er weinend hinauf klagte: „so leb' ich denn ewig ge„schieden von dir; und daſs groſse Son„nen- und Erden-Universum steht über „und unter mir, und der Koth einer klei„nen Kugel hält mich fest!" — er war unglücklich vor der Tugend, vor der Wahrheit und vor Gott, weil er wuſste, in welcher Ferne sich der Erdensohn ihnen nähern kann. — — —

Wie in der wühlenden Stunde des Erdbebens, wenn Berge und Städte ſchwanken und das aufgeworfne Meer in hohen Wellen empor fährt, wie da fürchterlich das Luftmeer und der Himmel ſtille ſtehen, und kein Lüftchen über das Getümmel weht: ſo liegt über dieſem lauten Leben und über unſern Seufzern und über dem Toben der Völker das Geiſterreich ſtumm und feſt eingehüllt, und nichts ſpricht mit dem einſamen Geiſt, als er ſelber. — — Aber der Tod wirft den tauben Körper und dicke Erde weit von uns, und wir ſtehen frey und hell in der lichten Welt unſers Herzens und unſers Glaubens und unſerer Liebe. —

Wenn du nun kommſt zu mir, letzter Genius des Lebens: ſo werd' ich dich, deſſen ſchönes Angeſicht und deſſen glänzende Flügel ſo oft an meinem Schreibetiſch offen ſtanden, hoff' ich, noch kennen — und wenn ich's nicht mehr könnte,

ſo wäre der Irrthum nur kurz — und ich werde ſagen: nimm nur hin den leichten durchſichtigen Sommernachtsraum des Lebens, weiter iſt nichts da! Und wenn du dann, wie wir ſchon bey kleinern Myſterien thun, das ſcheidende Auge verſchleierſt, und wenn nur noch ein Paar Träume in der leeren Seele wohnen: o ſo werd' ich, wenn ich kann, ſegnend an euch Menſchen denken — denn ich hab' euch gewiſs geliebt — und es wird mich da noch ſchmerzen, daſs du arme ſo oft verwundete Menſchheit noch ſo blutige Entwicklungen zu überſtehen haſt. Wenn die letzte Wolke dann dichter um das Auge zieht: dann kommt, ihr Jugendmorgen und Juniusnächte, ich werde die jungen Roſen in euren Händen ſchon kennen — und ihr geſtorbenen Freunde, tretet nahe herbey; denn nur noch das ſchlagende Herz ſteht ja zwiſchen mir und euch — und wenn dann, was das Geſchick doch ſo vielen Scheidenden beſcherte, ein

inneres Tönen und Klingen den entrinnenden Geist begleitete, so würd' er noch über diesem holden Frühling der Ewigkeit, über dieser ersten Erde weinend schweben und wünschen: lebt wohl, ihr Morgen und ihr Abende, ihr reichen Thäler und Berge, ihr Sternennächte, ihr Frühlinge und du ganze liebe Erde! — Und dann hab' ich sie verloren. — O, noch ruht sie so glänzend vor mir, und trägt die untergehende Sonne an ihrem Herzen — der Abend brennt hinter seinen Wolken auf den Bergen — die entfliehenden Lerchen singen dem künftigen Frühling entgegen — aus den vertrockneten Auen grünen die hohen Wintersaaten mit Frühlingssprossen auf — und ich gehöre noch der erfreuenden Erde an — — O, ich will in diesem Vorhof des Seyns noch thun, was der Schwache vermag.

* * *

Hölderlin. (*Hyperion* etc. Bd. I. Tübing. 1797. 8. S. 76 u. f.)

Wir bedauern die Todten, als fühlten sie den Tod, und die Todten haben doch Frieden. Aber das, das ist der Schmerz, dem keiner gleich kommt, das ist unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt: du musst hinunter, und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur dass du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer so voll Sehnens seyn, bey dem, dass sie so muthlos ist!

* * *

Schiller. (Die Jungfr. v. Orleans. Berlin, 1802. 12. S. 160 f.)

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen *Talbot*, der die Welt

Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles deſſen,
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth. —

* * *

Der Entſchluſs, zu ſterben, iſt die reinſte Darſtellung der Oberherrſchaft des Begriffs über die Natur. In der Natur liegt nur der Trieb, ſich zu erhalten, und der Entſchluſs, zu ſterben, iſt das gerade Gegentheil dieſes Triebes. Jeder mit kalter Beſonnenheit ausgeübte Selbſtmord — die mehrſten werden in einem Anfalle von Sinnloſigkeit ausgeübt, und über dieſen Zuſtand läſst mit Vernunft ſich nichts

Fichte. (Das Syſt. d. Sittenl. etc. Jen. 1798. 8. S. 359. u. f.)

ſagen — ein mit kalter Beſonnenheit ausgeübter Selbſtmord iſt eine Ausübung jener Oberherrſchaft, ein Beweis von Seelenſtärke, und erregt, von deiſer Seite angeſehen, nothwendig Achtung, — Muth iſt Entſchloſſenheit, auf die uns unbekannte Zukunft. Da der Selbſtmörder alle Zukunft für ſich vernichtet, ſo kann man ihm nicht eigentlichen Muth zuſchreiben: es ſey denn, daſs er ein Leben nach dem Tode annehme, und dieſem mit dem feſten Entſchluſſe, was ihm dort nur begegnen könne, entweder zu bekämpfen, oder zu ertragen, entgegen gehe.

Welche Seelenſtärke es aber auch erfordern möge, um ſich zum Sterben zu entſchlieſsen, ſo erfordert es doch eine noch weit höhere, ein Leben, das uns von nun an nichts als Leiden erwarten läſst, und das man an ſich für nichts achtet, wenn es auch das freudenvollſte ſeyn könnte, dennoch zu ertragen, um nichts

ſeiner Unwürdiges zu thun. Iſt dort Oberherrſchaft des Begriffs über die Natur, ſo iſt hier Oberherrſchaft des Begriffs ſelbſt über den Begriff: Autonomie, und abſolute Selbſtſtändigkeit des Gedankens. Was auſser ihm liegt, liegt auſser mir ſelbſt, und geht mich nicht an. Iſt jenes der Triumph des Gedankens, ſo iſt dieſes der Triumph ſeines Geſetzes; die reinſte Darſtellung der Moralität: denn es kann vom Menſchen nichts höheres gefordert werden, als daſs er ein ihm unerträglich gewordenes Leben dennoch ertrage. Dieſer Muth fehlt dem Selbſtmörder, und nur in dieſer Beziehung kann man ihn muthlos und feige nennen. In Vergleichung mit dem Tugendhaften iſt er ein Feiger; in Vergleichung mit dem Niederträchtigen, der der Schande und der Sklaverey ſich unterwirft, bloſs um das armſelige Gefühl ſeiner Exiſtenz noch einige Jahre fortzuſetzen, iſt er ein Held.

* * *

Kant. (Grundleg. z. Metaphyſ. d. Sitten, S. 9 u. f.)

Sein Leben zu erhalten, iſt Pflicht, und überdieſs hat Jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängſtliche Sorgfalt, die der gröſste Theil der Menſchen dafür trägt, doch keinen innern Werth, und die Maxime derſelben keinen moraliſchen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäſsig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen, wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloſer Gram den Geſchmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, ſtark an Seele, über ſein Schickſal mehr entrüſtet als kleinmüthig oder niedergeſchlagen, den Tod wünſcht, und ſein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung, oder Furcht; ſondern aus Pflicht; alsdann hat ſeine Maxime einen moraliſchen Gehalt.

* * *

Wer traulich ſich mit Weib und Kind und Freund
Des Seyns erfreut am blauen Sommertage,
Und nie bezweifelt, daſs nach aller Klage
Im ſchönen Lande, wo man nicht mehr weint,
Der Tod auf ewig Lieb' und Wohl vereint;
Wer ſo, ſtatt Leid und Freuden abzuwägen,
Genieſst des reichen Augenblickes Segen,
Der, der nur iſt auf dieſer Welt zu Haus,
Und ruhig liſcht ſein Lebensflämmchen aus.

Fr. Bouterwek. (ZehnPhantaſ. etc. S.56. Berl. 1792. 8.)

* * *

Häusliches Glück, du bliebſt allein von des goldnen Alters
Paradieſiſchen Freuden zurück auf Erden, und rufeſt
Oft ſie alle vom Himmel zurück, wohin ſie geflohen.
Unſchuld, fröhlicher Muth, Eintracht und goldene Treue

Val. Wilhelm Neubeck. (Die Geſundbrunnen etc. S. 81 f. Lpz. 1798. 4.)

Ha! ſie ſteigen herab auf morgenröthlichen Wolken,
Gleich den ſtrahlenden Göttergeſtalten der herrlichen Vorwelt,
Unter dem wirthlichen Dach zu wohnen mit ihren Geweihten.
Friede ſichert den Heerd und facht die Glut mit dem Oelzweig,
Daſs ſie lodert und flammet gleich *Veſta's* ewigem Feuer.
Himmliſche Groſsmuth, reines Vertraun, vollherzige Liebe,
Sind des Hauſes Penaten, und freundlich pfleget die Güte
Ihres Altars, und ſtreut in die Flamme köſtliches Rauchwerk.
Häusliche Ruh baut unter dem Dach ihr ſicheres Neſt ſich,
Und die Zufriedenheit würzt zum frohen Genuſſe das Leben.
Heiter und mild naht endlich der Abend, ein freundlicher Herold,

Der den Beglückten verkündet des Tages
verklärteren Aufgang
Drüben in himmlischen Au'n. Die Fackel
des irdischen *Hespers*
Zittert, verlöscht, und mit breitem Gefie-
der decket die Nacht sie,
Bis zum grossen Erwachen am festlichen
Morgen der Schöpfung.
Also fliesset ein klarer, melodisch riesseln-
der Bach hin
Durch ein Ufer, worauf der Lenz aus-
ruht in den Blumen;
Tiefer im Thale verbirgt er sein silbernes
Haupt in der Erde
Kühlem Geklüft, um bald von neuem in
schöneren Auen
Heller empor zu strömen, und über Perlen
und Goldkies
Durch ein Eden zu gleiten, wo rings ein
ewiger Lenz blüht.

* * *

Gleim. (Denksprüche, angeh. s. Uebers. von *Pythagoras* gold. Sprüch. Halberstadt, 1786. 8.)

So leben, wie man wünscht zu leben,
Und, seines ganzen Lebens sich bewusst,
Die Freundeshand dem Tode geben:
So sterben, das ist eine Lust!

* * *

Schiller. (Die Br. v. Mess. S. 155.)

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Pallaste
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.

* * *

J. Dan. Falk. (Die Gebete. S. s. Satiren. zweyte verbess. Aufl. 2. Bdch. S. 24 u. ff. Leipz. 1799. 12.)

— — Gesegnet seyst du, Tod,
Sey nochmahls mir gegrüsst, nicht Gothisches Gespenst,
Nein, Friedensbothe mir! Die Leiden von der Wiege
Bis an das Grab, die uns verfolgen, wer ertrüge
Nur hundert Jahre sie? und ewig, ewig so,

Die *Sidney* am Schaffot, die *Kepler* auf
dem Stroh,
Nerone auf dem Thron, und *Belisar* auf
Krücken: —
Ein solch Tollhäuslerspiel Jahrtausende er-
blicken,
Wie, unterläg ihm nicht das arme Men-
schenherz?
O, süsse Hoffnung du, einst allen Gram
und Schmerz,
Der unser Herz beklemmt, im freund-
lich stillen Hafen
Des Grabes, vor dem Sturm geborgen,
zu verschlafen!
Der Nachen ruht im Sand; der Schiffer
hört nicht mehr
Das wogende Geräusch vom hohen Le-
bensmeer;
Der Scheiternden Geschrey, ihr kläglich:
Rette! rette!
Schreckt nicht den Schläfer mehr aus sei-
nem stillen Bette

Von Staub und Moos empor. Ja, wiſſe,
Theophron,
Und böte Gott mir ſelbſt, umſtrahlt auf
ſeinem Thron,
Von aller Glorie der morgenländ'ſchen
Dichtung,
In einem Kelche, Tod und ewige Ver-
nichtung,
Und in dem zweyten, hier Unſterblichkeit:
Ich griff' zum Kelche — der Vergeſſenheit.
Doch, Heil uns, Heil! Uns winkt die
Heimath in der Ferne;
Nur Staub empfängt der Staub; den Geiſt
erwarten Sterne.

* * *

Heydenreich. (Philoſ. Taſchenb. Jahrg. v. 1796. S. 88 u. f. Lpz. 12.)

Wo ſind die zahlloſen Millionen, die hier Hüllen nahmen, und Hüllen ablegten? Der Urſtoff der Hüllen iſt noch da, aber die Unſterblichen ſind verſchwunden. Der Urſtoff hat ſich gefügt in neue Formen, ſich angeſchloſſen an andere Weſen der Erde; der Unſterblichen keiner iſt

noch wiedergekehrt. O! wo ist das unentdeckbare, heilige Land, welchem der Tod die Geister zuführt? Wo wandeln sie in einem neuen Leben, nicht mehr gedrückt von irdischen Fesseln? — Jenseits Raum und Zeit, da ist die Wohnung der Ewigen, dort, wo keine Grenzen mehr sind, wo die Flügel der Zeit nicht hindringen, wo — vermag ich's zu denken? — kein *wo*, und kein *wenn* ist. Auch mich wirst du empfangen, namenloses Jenseits, und dürstend nach Unendlichkeit strebt dir mein ganzes Herz entgegen. Schön ist diese Erde, aber mein Herz gehört ihr nicht an; süss ist das Gefühl des Lebens, aber mein Herz verlangt noch ein anderes Daseyn. — Bebe nicht, grosses, edles Herz, Herz voll unermesslicher Wünsche! Bebe nicht, dass dein Loos Geheimniss ist, dass tiefe Nacht vor dem Gebiete ruht, zu welchem schweigend die Zeit dich hinführen, und dann auf ewig verschwinden wird. Bleibe

dir ſelbſt treu, und Glaube und Hoffnung werden nie von dir weichen. Je mehr du mit dir ſelbſt vertraut wirſt, um ſo muthvoller gehſt du den Geheimniſſen deiner Zukunft entgegen.

* * *

Friedrich II. von Preuſsen. (Epiſtel an den Marſchal *Keith*, am Schluſse — a. d. Franz.)

Laſst uns aus dem Leben ohne Murren weichen, und ohne etwas zu bedauern, indem wir die Welt noch alsdann mit Wohlthaten überhäuft zurücklaſſen. So verbreitet die Sonne, nachdem ſie ihren Tageslauf vollendet hat, noch ein mildes Licht am Himmel; und die letzten Strahlen, die ſie in die Lüfte ſchickt, ſind ihre letzten Seufzer für das Wohl der Welt.

* * *

Fried. Heinr. Ludwig von Preuſsen. (Grabſchrift, von ihm ſelbſt kurz v. ſ. Tode verf. aus dem Franz. überſ. S. allg. Zeit.

Wanderer!

Gedenke, daſs Vollkommenheit nicht wohnet auf Erden.
War ich gleich nicht der Beſte der Menſchen,
Auch zu den Schlechten gehör' ich nicht.

Lob oder Tadel
Erreichen nicht den,
Der in der Ewigkeit ruht;

Aber süſse Hoffnung
Verschönt den letzten Augenblick
Dem, der seine Pflicht erfüllt':
Sie beglücket mich im Tode.

(Nr. 231. vom August 1802. Tübing. 4.)

* * *

Es scheint der menschlichen Natur und der Reinigkeit der Sitten gemäſser zu seyn: *die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der andern Welt zu gründen.* —

(*Kant.* (Träume eines Geistersel. erläut. durch Träume d. Metaph. — in den verm. Schr. Bd. II. S. 345 u. f.)

Laſst uns demnach alle lernende Lehrverfassungen von so entfernten Gegenständen (in Rücksicht der Zukunft) der Speculation und der Sorge müſsiger Köpfe überlassen. Sie sind uns in der That gleichgültig, und der augenblickliche Schein der Gründe für oder dawider mag vielleicht

über den Beyfall der Schulen, schwerlich aber etwas über das künftige Schicksal der Redlichen entscheiden. Es war auch die menschliche Vernunft nicht genugsam dazu beflügelt, dafs sie so hohe Wolken theilen sollte, die uns die Geheimnisse der andern Welt aus den Augen ziehen, und den Wifsbegierigen, die sich nach derselben so angelegentlich erkundigen, kann man den einfältigen, aber sehr natürlichen Bescheid geben: dafs es wohl am rathsamsten sey, *wenn sie sich zu gedulden beliebten, bis sie werden dahin kommen.* Da aber unser Schicksal in der künftigen Welt vermuthlich sehr darauf ankommen mag, wie wir unsern Posten in der gegenwärtigen verwaltet haben, so schliefse ich mit demjenigen, was *Voltaire* seinen ehrlichen *Candide*, nach so viel unnützen Schulstreitigkeiten, zum Beschlusse sagen läfst: *lafst uns unser Glück besorgen, in den Garten gehen und arbeiten!*

* * *

Man ſollte die Menſchen von der Begierde, ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo abhalten, als man ihnen abräth, zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſey. So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daſs dem Menſchen mit der Wiſſenſchaft des Zukünftigen wenig gedient ſey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menſchen, ihr Schickſal in dieſem Leben zu wiſſen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unſerm Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo verdächtig zu machen?

Leſſing. (Leben und Nachlaſs. Thl. II. S. 243. Berl. 1795. 8.)

Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich an *Oedipus* zeigen kann) durch ſchickliche Erdichtungen die Alten vorbeugen muſsten, ſind groſs; aber noch weit gröſser ſind die, welche aus der andern entſpringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das

gegenwärtige. *Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?*

* * *

Schiller. (Ueb. d. ästhet. Erziehung des Menschen. 24. Brief. Th. III. s. klein. prosaisch. Schrift. S. 254 ff. Lpz. 1801. 8.)

Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläſst der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloſse Thierheit sich einschlieſst, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört, im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloſs auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloſs auf sein Individuum sich begrenzen: so wird er durch jene Forderung bloſs veranlaſst, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren; ins Endlose auszudehnen, anstatt

nach Form, nach einem unversiegenden Stoff; anstatt nach dem Unveränderlichen, nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nehmliche Trieb, der ihn, auf sein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniss hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also Sorge und Furcht; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstande vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstande haben. Eine grenzenlose Dauer

des Daseyns und Wohlseyns, bloss um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist bloss ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäusserung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloss die glückliche Beschränktheit des Thieres, vor welchem er nun bloss den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne jedoch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas anderes als die Gegenwart zu suchen.

* * *

Herder. (Vom Wissen und Nichtwiss. der Zukunft, in d. zerstr. Blätt. Th. VI. S. 222 u. ff.)

Wer im mindesten auf die Veranstaltungen gemerkt hat, mit denen die Natur in diesem Leben ein werdendes Geschöpf ins Leben fördert, und es darin empfängt, würde sich für den ärgsten Thoren halten, wenn er auf die Veran-

ſtaltungen der Natur zum Empfang in ein anderes Leben nur rathen wollte. Hätte ein Menſch die Naturgeſetze der Erzeugung, Geburt und Fortpflanzung der Weſen von der Pflanze an bis zum Menſchen hinauf nicht vor ſich, und ſollte ſie *a priori* errathen; welches Geſetz würde er errathen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich ſcheinen? Und doch iſt in der phyſiſchen Natur dieſs der merkbarſte aller Triebe, auf den alles angelegt iſt, dem alles dienet; denn eben der iſt's, der das Kreisrad der Schöpfung im Gange erhält, und die Welt vor dem Tode bewahret. Ins Reich der inneren Kräfte, ins eigentliche Dispenſatorium des Lebens zu dringen, iſt keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unſrer Organe uns deutlich vorſtehen. — Wie thöricht-verloren wäre alſo jeder Gedanke, der die Geburt der Seelen in eine andre Welt auch

nur traumweiſe beſchreiben wollte! Die ſcharfſinnigſten Köpfe, die ſich hiermit abgaben, auf wie kindiſche Einbildungen ſind ſie gerathen! Der uns ungefragt hieher gebracht und für das Werden in dieſe Welt einen ſo unerwarteten Plan erſonnen hat, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wiſſen, wenn er unſer bedarf. Was wiſſen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit ſeyn, ſobald ſich unſer Auge ſchliesst, und die Kräfte der Natur ſind ſich allenthalben allgenugſam. — Wir dürfen für ſie nicht meſſen und zählen.

Aber, wie wir hinüber gehen? die *Nemeſis* in unſerm Herzen, die mit uns geht, ſie ſtellet die Frage. Denn wenn Bewuſstſeyn nicht mit uns ginge, ſo lohnte es der Frage gar nicht; wir hätten ſodann das Schickſal des zerſplitterten Steins, der verweheten Aſche. Wenn alſo vom zukünftigen Leben geredet werden ſoll,

müſſen wir's als Fortleitung und Reſultat, als die umgekehrte Blattſeite dieſes Lebens betrachten; und ſo kann es wohl nicht gleichgültig ſeyn, was wir hier in unſer Buch ſchrieben? welchen lebensſchwangern Keim der Zukunft wir mit uns nehmen? In einem Augenblick zu einer entgegengeſetzten Natur verändert zu werden, kann Niemand erwarten.

Alſo nehmen wir, wenn ſich der Faden fortſpinnet, uns, wie wir ſind, hinüber, und der Einſchlag der Zukunft geſchieht in und nach dem Gewebe, das wir mit uns brachten.

Mithin ſchuldlos und heiter von dannen zu gehen, keinen Ankläger und Rächer im Buſen mit ſich zu tragen, müſste jedes Vernünftigen Wunſch und Beſtreben ſeyn, geſetzt ſogar, daſs er ſich mit ſeinem Beſtreben täuſchte. Er iſt nicht getäuſcht; er hat den höchſten Wunſch erreicht, der in ſeiner Laufbahn zu erreichen

war; er steht mit heiterm Blick und Zurückblick als Sieger ruhig am Ziele.

* * *

Tiedge. (Urania. S. 79 ff.)

Der Mensch, der, in sich niederschauend,
Ein hohes Seyn in seinem Busen trägt,
Ist mehr, als Form; selbst bildend, selber bauend,
Ist er's, der eine Welt in seinem Geiste trägt;
In ihm ragt diess umfangende Gewölbe
Durch die Unendlichkeit hinauf;
Erlischt diess hohe Seyn: wo flammt es als dasselbe,
Mit allem, was es war, wo flammt es wieder auf?
Und doch wirft eine leichte Wunde,
Ein böser Hauch der Luft den Menschen in das Grab;
Er stirbt mit jeder Lust, und eine jede Stunde
Reisst einen Theil von seinem Daseyn ab.

Von einem Tode schleicht zum andern
Das Leben hin, das stets sich selbst vermisst;
Und warum muss der Mensch durch tausend Tode wandern? —
Weil auch ein tausendfaches Leben ist.
Durch Tode soll er leben lernen.
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Die Sonn' erlischt, zu tausend Sonnenfernen
Winkt uns die dunkle Nacht hinauf.

Verlass den Laubensitz voll abgefallner Blätter,
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Diess grosse Lied von Gott, diess Heldenlied für Götter:
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet,

Wir ahnen einen groſsen Sinn;
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, ſie deutet
Auf eine groſse Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreiſ't:
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wogen ſchlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geiſt;
Bedeutungsvoll und innig ſpiegelt
Sich mehr als eine Welt in deinem Buſen ab,
Wenn ſich das Heiligthum der Nacht vor dir entriegelt;
Und weihend ſteigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen biſt.
Unendlichkeit kann nur das Weſen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren iſt.

* * *

Was von dem Himmel ſtammt, was uns zu dem Himmel erhebet,
Iſt für den Tod zu groſs, iſt für die Erde zu rein.

Der Verf. der Antigone. (Eiſenberg, 1803. 8. S. 122.

* * *

O! es iſt der erhabenſte Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, unſer gemeinſames Brudergeſchlecht weiſer und glücklicher zu machen, nie vollendet haben; ich kann alſo, ſo gewiſs die Uebernehmung derſelben meine Beſtimmung iſt, ich kann nie aufhören zu wirken, und mithin nie aufhören zu ſeyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk ſoll vollendet werden; und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin iſt meinem Daſeyn keine Zeit beſtimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener groſsen Aufgabe die Ewigkeit an mich geriſſen. Ich hebe

Fichte. (Einige Vorleſ. üb. d. Beſt. des Gelehrt. S. 69 u. f. Jena u. Lpz. 1794. 8.)

mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge, und zu dem tobenden Wassersturz, und zu den krachenden, in einem Feuermeere schwimmenden Wolken, und sage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du, Erde, und du, Himmel, vermischt euch in wildem Tumulte, und ihr, Elemente alle, — schäumet und tobet, und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne; — mein Wille allein mit seinem festen Plane soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben; denn ich habe meine Bestimmung ergriffen, und die ist dauernder, als ihr; *sie ist ewig, und ich bin ewig, wie sie.*

* * *

Salis. (Vernunft u. Glaube. Gedicht. S. 115. d. angez. Aufl.)

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höheren Welten,
Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.

Alſo Vernunft: Die Erderleuchterin hellet
die Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches
dem Glauben nur ſtrahlt.

* * *

Mir lächelte die Welt,
Ich pflückte ihre Blumen,
Ich klimmte ihre Berg' empor,
Und breitete vom hohen luftigen Gipfel
Die Arme liebend aus.

Ach! aber ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wo werd' ich finden, was ich ſuche?“

Ich ſank in Freundes Arm,
Ich nannt ihn zärtlich Bruder!
An ſeinem Buſen floſſen meine Thränen,
An ſeinem Herzen ſchwieg mein Gram!
Der Tod zerriſs den Bund vertrauter Seelen,
Das Grab verſchlang mein Leben und mein
Glück —

Auguſt Mahlmann. (Biographie e. Engels, im Alm. u. Taſchenb. z. geſ. Vergnüg. herausgeg. von *Becker* f. d. J. 1801. Leipz. S. 99 u. f. 12.)

Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wenn werd' ich finden, was ich ſuche?“

Die Liebe trat zu dem Verlaſsnen,
Die Liebe ſprach: „ich helfe dir!“
Und feſt umſchlang mit zarten Armen
Ein ewig theures Weſen mich.
Du ſchönes Licht in meiner Nacht!
Mein Engel in der Lebenswüſte,
Du ſchwandeſt, wie ein Traumgeſicht!

Und ein unendlich Sehnen zog
Zu einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Ich finde nimmer, was ich ſuche!“

Der Sturm, der tief das Herz bewegt,
Wenn endet er?
Die Sehnſucht, die verlaſſen weint,
Wenn findet ſie?

In ſtiller Nacht bey Sternenſchein
Kommt Ruh in meine Seele,

Gott ſchrieb des Glaubens Flammenſchrift,
Der Hoffnung tröſtungsvolle Worte,
An das Gewölbe ſeiner Nacht!
Dort iſt die Gegend, wo hinauf
Mich raſtlos ein unendlich Sehnen zieht!
Dort werd' ich finden, was ich ſuche.

* * *

Um Ort und Stunde deines künftigen Daſeyns gieb dir keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, miſſet dir deine Wohnung und dein Erdengeſchäft, und verdunkelt dir ſo lange alle himmliſche Sterne. So bald ſie untergeht, erſcheint die Welt in ihrer gröſern Geſtalt: die heilige Nacht, in der du einſt eingewickelt lageſt und einſt eingewickelt liegen wirſt, bedeckt deine Erde mit Schatten, und ſchlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unſterblichkeit auf. Da ſind Wohnungen, Welten und Räume, —

Herder. (Ideen z. Philoſoph. d. Geſch. der Menſchh. Th. I. S. 316 u. ff. 4.)

In voller Jugend glänzen ſie,
Da ſchon Jahrtauſende vergangen:
Der Zeiten Wechſel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unſerm Blick
Verfällt, vergeht, verſchwindet alles:
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie ſelbſt wird nicht mehr ſeyn, wenn du noch ſeyn wirſt, und in andern Wohnplätzen und Organiſationen Gott und ſeine Schöpfung genieſseſt. Du haſt auf ihr viel Gutes genoſſen. Du gelangteſt auf ihr zu der Organiſation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich ſchauen lernteſt. Suche ſie alſo vergnügt zu verlaſſen, und ſegne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unſterblichkeit ſpielteſt, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdeſt. Du haſt weiter kein Anrecht an ſie: ſie hat kein

Anrecht an dich: mit dem Hut der Freyheit gekrönt, und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, ſetze fröhlich deinen Wanderſtab weiter.

* * *

Sollte die unſterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab ſelber nicht unterbricht, ſondern nur verändert, an dieſen Punkt des Weltraumes, an unſere Erde, jederzeit geheftet bleiben? Sollte ſie niemahls von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anſchauens theilhaftig werden? Wer weiſs, iſt es ihr nicht zugedacht, daſs ſie dereinſt jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes, und die Trefflichkeit ihrer Anſtalten, die ſchon von weitem ihre Neugierde ſo reitzen, von nahem ſoll kennen lernen? Vielleicht bilden ſich darum noch einige Kugeln des Planetenſyſtems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unſerm Aufenthalte

Kant. (Allg. Naturgeſch. u. Theor. d. Himmels, in d. vermiſchten Schr. Bd. I. S. 518 ff. Halle, 1799.)

U

allhier vorgeſchrieben iſt, uns in andern Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiſs, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinſt zu leuchten? —

Es iſt erlaubt, es iſt anſtändig, ſich mit dergleichen Vorſtellungen zu beluſtigen; allein niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf ſo unſichere Bilder der Einbildungskraft gründen. *Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menſchlichen Natur wird abgefordert haben; ſo wird der unſterbliche Geiſt, mit einem ſchnellen Schwunge, ſich über alles, was endlich iſt, emporſchwingen, und in einem neuen Verhältniſſe gegen die ganze Natur, welche aus einer nähern Verbindung mit dem höchſten Weſen entſpringet, ſein Daſeyn fortſetzen.* Forthin wird die erhöhete Natur, welche die Quelle der Glückſeligkeit in ſich ſelber hat, ſich nicht mehr unter den äuſseren Gegenſtänden zerſtreuen, um eine

Beruhigung bey ihnen zu ſuchen. Der geſammte Inbegriff der Geſchöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinſtimmung zum Wohlgefallen des höchſten Urweſens hat, muſs auch ſie zu dem ſeinigen haben, und wird ſie nicht anders, als mit immerwährender Zufriedenheit, rühren.

In der That, wenn man mit ſolchen Betrachtungen ſein Gemüth erfüllet hat; ſo giebt der Anblick eines beſtirnten Himmels, bey einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. *Bey der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne, redet das verborgene Erkenntniſsvermögen des unſterblichen Geiſtes eine unnennbare Sprache, und giebt unausgewickelte Begriffe, die ſich wohl empfinden, aber nicht beſchreiben laſſen.* Wenn es unter den denkenden Geſchöpfen dieſes Planeten niederträchtige Weſen giebt, die, ungeachtet aller Reitzungen, womit ein ſo groſser Gegenſtand ſie anlocken kann,

dennoch im Stande ſind, ſich feſt an die Dienſtbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich iſt dieſe Kugel, daſs ſie ſo elende Geſchöpfe hat erziehen können! Wie glücklich aber iſt ſie anderer Seits, da ihr unter den allerannehmungswürdigſten Bedingungen ein Weg eröffnet iſt, zu einer Glückſeligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben iſt, die die allervortheilhafteſte Einrichtung der Natur in allen Weltkörpern erreichen kann!

* * *

Herder. (Ueb. d. Seelenwanderung, in d. zerſtr. Blätt. Thl. I. zweyte Ausg. S. 265 u. ff. Gotha, 1791.)

Unterm ſtillen Blick der Sterne, vorm Angeſicht des vertraulichen Mondes, ſind auch Ahndungen in jene für uns unüberſehbare Ferne ſo groſs, ſo erhebend! Denken Sie einen Augenblick, mein Freund, daſs unſer Sternengebäude, dem moraliſchen Zuſtande ſeiner Bewohner nach, ſo zuſammen verbunden wäre, wie es ſeinem phyſiſchen Zuſtande nach un-

ſtreitig zuſammen verbunden, und nur ein ſchweſterlicher Ghor iſt, der in verſchiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie Einer Kraft, ſeinen Schöpfer lobet; denken Sie, daſs vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geſchöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Maſſen, der Kräfte gebe (und nichts iſt wahrſcheinlicher als dieſes); ſetzen Sie die Sonne nun als den groſsen Verſammlungsort aller Weſen des Syſtems, das ſie beherrſcht, ſo wie ſie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit iſt, die ſie überall den Geſchöpfen gradweiſe mittheilet; ſehen Sie die groſse Leiter, die alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande deſſen kommen, was wir nur in unſerm Sternenſyſtem Wahrheit, Licht, Liebe nennen. —

Wir, da unſere Erde ſo in der Mitte ſteht, ſind vielleicht auch eben ſolche Mittelgeſchöpfe, zwiſchen der dunkeln Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unſre Vernunft iſt hier wirklich nur noch im erſten Anbruch; und mit unſrer Willensfreyheit und moraliſchen Energie iſt's auch nicht weit her; gut alſo, daſs wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrſcheinlich nicht viel aus uns würde.

* * *

Tiedge. (Uran. S. 114 f.)

Wie eine Zukunft ſchaut die Abendwelt,
Sie ſchaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeſchlafnen Tags, wie goldne Träum', umwallen.
Da ſich das Zweygeſtirn, wie ſchön
Die beyden Sterne dort zuſammen
Am Himmel auf und nieder gehn,

Und ewig ſich einander hold umflammen!
Ob wir uns dort wohl wiederſehn?
Die groſse Liebe ſtrahlt da droben ja ſo ſchön,
So ſanft, wie ſie hier unten waltet,
Die unſre Seelen trägt, und Seel' an Seele ſchmiegt,
Und, tauſendfach geliebt und tauſendfach geſtaltet,
Aus einer Seligkeit uns in die andre wiegt.
Die ſichre Bürgſchaft für den Himmel
Iſt doch der Himmel hier in unſrer Bruſt. —

O Freund, ein groſses Wort! es heiligt im Getümmel
Des Lebens den Gewinn, und tröſtet den Verluſt!

* * *

Mich dunkt, wir können und ſollen uns wegen der Zukunft mit einer allgemeinen Antwort begnügen, der Faden bricht nie ab. Wir werden dort fort-

Mendelsſohn. (Anmerk. zu *Abbts* freundſchaftl. Korreſp. S. 31 u. f. Berl. 1782. 8.)

ſetzen, was wir hier angefangen, dort vollenden, was hier abgebrochen worden. Alles am Menſchen verräth Unendlichkeit. — Will man aber umſtändlich wiſſen, unter welcher Geſtalt wir fortdauern werden, in welcher Region, mit welchem ätheriſchen Leibe, mit welcherley Sinnen und Gliedmaſsen wir dort leben und weben werden? ſo tritt die beſcheidene Vernunft, mit dem Finger auf dem Munde, zurück. Sie kann über das Umſtändliche unſers Schickſals für den nächſt kommenden Tag keine befriedigende Gewiſsheit geben; wie ſollte ſie es in dieſer Entfernung, und nach einer ſolchen Umbildung unſers ganzen Weſens vorher zu ſagen wiſſen, oder nur zu vermuthen wagen?

* * *

Abbt. (Prüf. d. Beſt. d. Menſchen, ſ. *Spalding* im 6. Th. ſ. Werke, Berl. 1790. 8.)

Dieſs kann ich erkennen, daſs ich mit allen Geſchöpfen zur Ordnung und Eintracht geſchaffen bin, und daſs bey Zerſtörung derſelben mein Glück nicht

bestehen könne. — Welchen Theil der Schöpfung ich aber ausmache, wie weit ich und meine Gattung in die Berechnung des Ganzen gekommen seyen? ob wir nirgends eine gegenseitige Grösse antreffen, die uns aufhält? — Soll ich entscheiden? Nein. Soll ich den Gedanken meiner Fortdauer fahren lassen; die Hoffnung auf die Gestorbenen verlieren? — verlieren! Tröstlicher Gedanke der Unsterblichkeit! wir können dich nicht missen. Stille müssen wir warten, bis der Geber alles Guten und der Herr seiner Geschöpfe jedem unter uns *auf der vorgeschriebenen Höhe seine Befehle zu eröffnen erlaubet.* Lasset uns aber *rechtschaffen und in der Rechtschaffenheit glückselig seyn.*

* * *

Wenn die Vortheile und Nachtheile in einander gerechnet werden, die demjenigen erwachsen können, der nicht allein für die sichtbare Welt, sondern auch für *Kant.* (Träume e. Geisterf. in d. vermischten Schr. Bd. II. S. 291 u. f.)

die unsichtbare in gewissem Grade organisirt ist (wofern es jemahls einen solchen gegeben hat); so scheint ein Geschenk von dieser Art demjenigen gleich zu seyn, womit *Juno* den *Tiresias* beehrte, die ihn zuvor blind machte, damit sie ihm die Gabe zu weissagen ertheilen könnte. Denn die anschauende Kenntniss der andern Welt allhier kann nur erlangt werden, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüsst, welchen man für die gegenwärtige nöthig hat. Ich weiss auch nicht, ob selbst gewisse Philosophen gänzlich von dieser harten Bedingung frey seyn sollten, welche so fleissig und vertieft ihre metaphysischen Gläser nach jenen entlegenen Gegenden hinrichten, und Wunderdinge von daher zu erzählen wissen. Zum wenigsten missgönne ich ihnen keine von ihren Entdeckungen; nur besorge ich, dass ihnen irgend ein Mann von gutem Verstande und wenig Feinheit eben dasselbe dürfte zu verstehen geben, was dem

Tycho de Brahe ſein Kutſcher antwortete, als jener meinte, zur Nachtzeit nach den Sternen den kürzeſten Weg fahren zu können: *Guter Herr, auf den Himmel mögt ihr euch wohl verſtehen; hier aber auf der Erde ſeyd ihr ein Narr.*

* * *

Wer die Reiſe in das unbekannte Land ſo nahe vor ſich hat, wie ich, dem iſt ein wenig Vorwitz zu verzeihen, wie es darin ausſehe, wie es ihm gefallen, und vornehmlich, wie er wohlbehalten hinein kommen werde. Ernſthaft zu reden, Freund *Hegeſias*, es iſt natürlich, daſs ein Mann von meinem hohen Alter ſich mit dem Gedanken an den Tod, und an das, was auf den Tod folgt, vertraut zu machen ſucht. — Ich ſehe ihm ruhig, oder vielmehr mit dem ſtillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, deſſen Kommen gewiſs, aber der Tag unbeſtimmt iſt. Ich betrachte ihn

Wieland. (Agathodämon, XXXII. Bd. d. ſämmtl. Werke. S. 328 u. f. Leipzig, 1799. gr. 8.)

als einen guten Genius, der mich, im ſchlimmſten Falle, zu einer ewigen Ruhe, aber wahrſcheinlich an den Ort meiner künftigen Beſtimmung, führen wird. Die ſchöne Ordnung und weiſe Zweckmäſsigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren ſehe, läſst mich keinen Augenblick zweifeln, daſs dieſe Beſtimmung meinen Kräften und meiner innern Verfaſſung angemeſſen ſeyn werde. *Dieſs iſt alles, was ich davon weiſs und wiſſen kann; und es iſt zu meiner Beruhigung genug.* Indeſſen, warum ſollt' es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten iſt, nicht erlaubt ſeyn, weiter zu gehen, und mit harmloſen Träumen, aus helldunkeln Aufblitzungen und Vorgefühlen der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen? Laſs es ſeyn, daſs der müde Seefahrer, den nach einer langen Reiſe wieder Land zu ſehen verlangt, bey heiterm

Wetter ein duftiges Luftgebild am fernen Horizont für eine reitzende Insel ansieht; sein Irrthum schadet Niemand, und gewährt ihm einige frohe Augenblicke.

* * *

Man trenne von den verschiedenen alten Volkslehren, und den ältesten philosophischen Hypothesen über das Leben nach dem Tode das offenbar Fabelhafte und Widersprechende, das sie sammt und sonders mehr oder weniger mit sich führen, hebe dasjenige heraus, was ihnen sammt und sonders zum Grunde liegt, oder, welches eben so viel ist, sondere alles Gemeinschaftliche von ihnen ab, und setze es, wie billig, auf die Rechnung des gesunden Verstandes; und man wird zuverlässig für den Antheil desselben nicht mehr und nicht weniger übrig behalten, als den *Begriff eines guten oder schlimmen Schicksals nach dem Tode*, welches von dem *sittlichen Wandel vor dem Tode*

Reinhold. (Briefe üb. die Kant. Philos. Bd. I. S. 219 f. Lpz. 1790. 8.)

bestimmt wird. So sehr jene Fabeln und Hypothesen diesen Begriff verunstaltet haben, so ist es doch augenscheinlich genug, dass sie den Schein von Wahrheit, den jede von ihnen eine Zeit lang behauptet hat, ursprünglich nur ihm allein schuldig seyn, und dass sie, unabhängig von seinem Grunde in der Vernunft, nicht das mindeste zu derjenigen Evidenz beytragen konnten, von welcher seine Verbreitung, die weiter als jede einzelne Volks-Religion und philosophische Sekte reichte, und seine Dauer, durch welche er sie alle überlebte — abhängen musste.

Dieser Begriff also, dessen moralischer Ursprung wohl keinem Zweifel unterworfen seyn kann, liegt derjenigen Ueberzeugung vom zukünftigen Leben zum Grunde, die vor allen historischen Traditionen und metaphysischen Speculationen da war (weil sie dieselben erst veranlasste), sich bey den unaufhörlichen Verän=

derungen derselben unverrückt erhielt, und nach ihnen allen fortdauern muss; nachdem sie jenen Grad von allgemeiner Evidenz erreicht haben wird, zu welchem sie nur auf den Trümmern der Hyperphysik und Metaphysik empor steigen kann.

* * *

Reinigung des Herzens, *Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden*, das, dünkt mich, ist die wahre *Palingenesie dieses Lebens*, nach der uns gewiss eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht.

Herder. (Ueb. d. Seelenwand. im I. Th. der zerstreut. Bl. S. 307 u. f.)

* * *

— — Nichts begleitet uns hinüber;
Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,

Wieland. (Oberon. Ges. IX. Stanz. 31. im XXIII. Bd. s. sämmtl. W. S. 142. Leipz. 1796. 8.)

Und die Erinnerung, daſs weder Luſt
noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht
geſchieden.

* * *

Koſegarten. (Poeſien. Bd. II. S. 323 f.)

Wenige ſchnelle Minuten (wir Sterblichen
nennen ſie Jahre)
Wandeln wir über den Staub, welcher
uns morgen bedeckt.
Wenige holde Geſtalten begegnen uns;
freudig erſchreckend
Zittern wir ihnen ans Herz, ſchmiegen
uns innig an ſie.
Drey Mahl krähet der Hahn; und was wir
umarmten, iſt Aſche!
Ach, des Entzückens Krampf knickte
das zuckende Herz.
Selig, wer himmelan ſtieg mit Adlerfittig
des Glaubens!
Dieſe blühende Welt ſchrumpfet zum
Stäubchen ihm ein.

Selig, wer über die Nebelgewölke des
Erdballs hinaus schaut!
Jenseits ist lauteres Blau, jenseits erquickender Tag.
Selig, wem es gelang, die Stürme des
Innern zu dämpfen!
Stürme von draußen, ihr krümmt nimmer dem Tapfern ein Haar.
Weißest du, was mich die Weisen, die
todten und lebenden, lehrten,
Die von gestern und heut, die von
Athen und von Rom?
Willst du die alte und neue und neueste
Weisheit vernehmen?
Thu, was heischet die Pflicht: *duldend
erwarte, was kommt.*

* * *

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben,

Schiller. (*Wilh. Tell.* S. 205. Tüb. 1804. 8.)

Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muſs vor ſeinem Richter ſtehen!

* * *

Klopſtock. (An *Fanny*, Oden, Bd. I. S. 51. Leipz. 1798. gr. 8.)

Einſt wägt, die Wagſchal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt miſsklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

* * *

Falk. (Die heil. Gräber u. d. Gebete etc. I. Bdchen d. ſatiriſch. Ged. II. Aufl. S. 261 u. f.)

„Wird es, nach der langen Nacht auf Erden,
Nimmer Tag jenſeits der Gräber werden?"
Thor, iſt dieſer kleine Punct die Welt?
— — An jenem groſsen Tage
Löst ſich jeder Miſsklang. — Duld' und trage!

* * *

Conz. (Gedichte. Samml. I. S. 179 u. f.)

Wag', o Geiſt, den Ausflug in die Zonen
Hin, wo Wahrheit, Güte, Schönheit thronen,

Ewig ſich der Kelch der Gottheit füllt;
Freyer blickt ſich's hier in jene Ferne;
Zwiſchen Nebeln blitzen helle Sterne,
Die nur leicht der Zukunft Mantel hüllt.

Seyn mit dem, der ewig liebet,
Wo Vielleicht an Wirklichkeit zerſliebet,
Ewig trinken aus der Liebe Quell!
Schönes Jenſeits, wo das Licht der Wahrheit
Ueber Zweifel ſiegt, und reine Klarheit
Tagt in allen Herzen ſonnenhell! —

Auch ein Traum — der lieblichſte der Träume,
Süſs, wenn ſelbſt der holden Ahndung Keime
Nicht noch Frucht dereinſt entſproſſen kann!

Aber täuſchet Er, der dich uns ſchenkte?
Dich zum Troſt in Menſchenherzen ſenkte?
Hohe Hoffnung, nein! Du biſt nicht Wahn!

* * *

Manſo. (Zukunft — im *Beckerſchen* Taſchenbuch, S. 73 f. Leipz. 1805. 12.

Was harret unſer hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sind's Wüſteney'n ohn' Ende? ſind es Auen,
Vom Licht umſtrahlt, mit ew'gem Reitz geſchmückt?
Wir möchten gern ins Land der Zukunft ſchauen,
Und fühlen uns durch nichts ſo hoch beglückt.
Der Geiſt verſucht, aufſtrebend, ſein Gefieder;
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder.

Was er zurück von ſeiner Wallfahrt bringet —
Es iſt ein Bild, halb Schatten, halb Geſtalt;
Ein Vorgefühl, das, ſchmeichelnd, ihn umſchlinget;
Ein Ton, der leiſ' im Innern wiederhallt,
Je kühner er ſich in die Wolken ſchwinget,
Um zu erſpähn, was drüben wogt und wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Geſtalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erſtaunt, vom Weſen ſonder Schranken,
Das raſtlos ſchafft und wirket und erneut;
Vom Samenkorn unſterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schoos gedeiht;

Von Zeugniſſen, die wir der Vorwelt
danken;
Von Tugendſinn, der ſeines Lohns ſich
freut:
Doch, alles wird der Zweifelſucht zum
Raube;
Nichts bleibt ihm, als — der Einfalt from-
mer Glaube.

Ja, glauben ſoll, nicht wiſſen, nicht
ergründen,
Der Sterbliche, ſo lang' er dieſſeits lebt.
Iſt Licht ſein Theil, er wird es jenſeits
finden,
Wo ſich gewiſs auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in dieſen Dämmer-
gründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer
ſchwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht
hienieden.

* * *

Ein ſchöner Traum iſt's vom zukünftigen Leben, da man ſich im freundſchaftlichen Genuſs aller der Weiſen und Guten denkt, die je für die Menſchheit wirkten, und mit dem ſüſsen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten.

Herder. (Id. z. Phil. d. Geſch. d. Menſch. Th. III. S. 366. Riga, 1787. 4.)

* * *

Wenn es nie tugendhafte Menſchen gegeben hätte, ich wäre erlegen, und hätte verzweifelt, bey der Uebergewalt des Erdſchattens in unſern Herzen. — Aber dieſe groſsen Menſchen haben mich gelehrt, daſs die menſchliche Seele unſterblich ſey, und unüberwindlich, wenn ſie es ſeyn will, und nur den Muth hat, ſich ihrer edlen Haut zu wehren.

Matth. Claudius. (*Asmus*, od. ſämmtliche W. d. *Wandsb. Bothen*, Th. V. S. 15 ff. Hamb. 1790. 8.)

* * *

Ja wohl iſt unſere Erde im Schatten. Aber der Menſch iſt höher als ſein Ort; er ſieht empor und ſchlägt die Flügel ſeiner Seele auf, und wenn die ſechzig Minuten, die wir ſechzig Jahre nennen,

Jean Paul Fr. Richter. (Blumen - Frucht - und Dornen - ſtücke, I. Bändchen, Berlin, 1796. 8.)

ausgeſchlagen haben; ſo erhebt er ſich und entzündet ſich ſteigend, und die Aſche ſeines Gefieders fällt zurück, und die enthüllte Seele kommt allein, ohne Erde und rein wie ein Ton, in der Höhe an — — Hier aber ſieht er mitten im verdunkelten Leben die Gebirge der künftigen Welt im Morgengolde einer Sonne ſtehen, die hienieden nicht aufgeht: ſo erblickt der Einwohner am Nordpol in der langen Nacht, wo keine Sonne mehr aufſteigt, doch um zwölf Uhr ein vergüldendes Morgenroth an den höchſten Bergen, und er denkt an ſeinen langen Sommer, wo ſie niemahls untergeht.

* * *

Peſtalozzi. (*Lienhard* und *Gertrud*, Th. II. Zürich, 1790. 8. S. 376 f.)

Gott hat die Geheimniſſe der Zukunft für den Menſchen in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl ſey. Der Nebel, der um uns iſt, iſt von ihm ſelbſt, und Segen unſerer Natur, wenn wir darin ruhen. Wir

verharren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Er hat die Nacht gemacht, wie den Tag; warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeiget, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen er sie verborgen, hervor rufen wird?

* * *

Im innigsten Gemüth des Menschen lebt Hoffnung; unsterbliche Hoffnung. Das Nichtseyn, auch mit aller Macht der Phantasie gedacht, giebt keinen Begriff; jeder Mensch von Gefühl, geschweige von menschlicher Gesinnung, sollte sich also scheuen, einen dergleichen Unbegriff, als Phantasma auszuschmücken oder zu prädiciren. Lasst leben, wer leben will; lasset ihn ewig leben. Froh und frey empfehle ich meinen Geist in die Hände des Vaters und entschlafe. —

Herder. (Christliche Schriften — V. Sammlung. Lpz. 1798. 8. S. 129 u. f.)

Einer getrennten Liebe und Freundschaft, einer zerrissenen Familie Glaube und Hoffnung geht über das Grab hinüber.

* * *

Fichte. (Appellat. a. d. Publik. S. 27 u. f. Jena, 1799. 8.)

Es drängt sich öfters unter den Geschäften und Freuden des Lebens aus der Brust eines jeden nur nicht ganz unedlen Menschen der Seufzer: unmöglich kann ein solches Leben meine wahre Bestimmung seyn, es muss, o es muss noch einen ganz andern Zustand für mich geben! Ein heiliger Mann sagt diess mit besonderer Stärke: sogar die Kreatur möchte sich sehnen mit uns, und seufzen immerdar, dass sie frey werde vom Dienste der Eitelkeit, dem sie unterworfen ist wider ihren Willen. Sage man es, wie man wolle, dieser Ueberdruss an dem Vergänglichen, dieses Sehnen nach einem Höhern, Bessern und Unvergänglichen, liegt unaustilgbar im Gemüthe des Menschen. Eben so unaustilgbar ertönt in ihm die

Stimme, daſs etwas Pflicht ſey und Schuldigkeit, und lediglich darum, weil es Schuldigkeit iſt, gethan werden müſſe. Ergehe es mir auch, wie es immer wolle, ſagt dann der in ſich zurückgetriebene Menſch, ich will meine Pflicht thun, um mir nichts vorzuwerfen zu haben. Durch dieſe Anſicht allein wird ihm das an ſich zum Ekel gewordene menſchliche Thun und Treiben wieder erträglich. Die Pflicht gebeut nun einmahl, ſagt er ſich, daſs ich dieſes Leben fortführe, und in ihm friſch und fröhlich vollbringe, was mir vor die Hand kommt; und ſo wenig Werth auch dieſes Leben um ſein ſelbſt willen für mich hat, ſo ſoll es mir doch um der Pflicht willen heilig ſeyn.

* * *

O Wahrheit! o Schönheit! o Tugend!
Heilige Dreyeinigkeit in des Endlichen Herzen,

Koſegarten. (Unſterblichk. Bd. I. d. Poeſ. S. 104.)

Du zweyte Welt in der ersten,
Du zeugest, wer wir sind, und wer wir werden!

Ihr Guten und Weisen und Reinen,
Ihr Seelen ohne Schuld und ohne Freude,
Ihr Erquetschten in der Knospe! ihr Erstickten in der Blüthe!
Ihr zeuget, wer wir sind, und wer wir werden!

* * *

Jean Paul Fr. Richter. (Das Kampaner Thal, od. üb. d. Unsterbl. d. Seele, S. 113 u. f. 118 u. ff. 128 u. ff. Erfurt, 1797. 8.)

Das innere Universum (der Tugend, der Schönheit und der Wahrheit), das noch herrlicher und bewunderungswerther ist, als das äussere, braucht einen andern Himmel als den über uns, und eine höhere Welt, als sich an einer Sonne wärmt. Daher sagt man mit Recht nicht die zweyte Erde oder Weltkugel, sondern die zweyte Welt, d. h. eine andere jenseits des Universums.

Gione unterbrach mich: „Und jeder Tugendhafte und jeder Weiſe iſt auch zugleich ein Beweis, daſs er ewig lebe.“ — „Und Jeder,“ fügte *Nadine* ſchnell hinzu, „der unverſchuldet leidet.“

Ja, das iſt's, ſagt' ich gerührt, was unſere Lebenslinie durch die lange Zeit hindurchzieht. Der Dreyklang der Tugend, der Wahrheit und der Schönheit, der aus einer Sphärenmuſik genommen iſt, rufet uns aus dieſer dumpfen Erde heraus und rufet uns die Nähe einer melodiſchen zu. Wozu und woher wurden dieſe auſserordentlichen Anlagen und Wünſche in uns gelegt, die bloſs wie verſchluckte Diamanten unſere erdige Hülle langſam zerſchneiden? Warum wurde auf den ſchmutzigen Erdenklos ein Geſchöpf mit unnützen Lichtflügeln geklebt, wenn es in die Geburtsſcholle zurückfaulen ſollte, ohne ſich je mit den ätheriſchen Flügeln loszuwinden? — —

Diese Unförmlichkeit zwischen unserm Wunsche und unserm Verhältniss, zwischen dem Herzen und der Erde bleibt ein Räthsel, wenn wir dauern, und wäre eine Blasphemie, wenn wir schwinden. Ach, wie könnte die schöne Seele glücklich seyn? Fremdlinge, die auf Bergen geboren sind, zehret in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh aus — wir gehören für einen höhern Ort, und darum zernaget uns ein ewiges Sehnen, und jede Musik ist unser Schweitzer Kuhreigen. Am Morgen des Lebens sehen wir die Freuden, die den bangen Wunsch der Brust erhören, von uns entfernt aus späten Jahren herüber schimmern; haben wir diese erreicht, so wenden wir uns auf der täuschenden Stätte um, und sehen hinter uns das Glück in der hoffenden kräftigen Jugend blühen, und geniessen nun, statt der Hoffnungen die Erinnerungen der Hoffnungen. So gleicht die Freude auch

darin dem Regenbogen, der am Morgen vor uns über den Abend schimmert, und der Abends sich über den Osten wölbt. — Unser Auge reicht so weit als das Licht, aber unser Arm ist kurz und erreicht nur die Frucht unsers Bodens.

— Und daraus ist zu folgern?

Nicht, daſs wir unglücklich, sondern, daſs wir unsterblich sind, und daſs die zweyte Welt in uns, eine zweyte auſser uns fordert und zeigt. Ach, was könnte man über dieses zweyte Leben, dessen Anfang schon so klar im jetzigen ist, und das uns so sonderbar verdoppelt, nicht sagen! Warum ist die Tugend zu erhaben, um uns selber und — was noch mehr ist — Andere (sinnlich-) glücklich zu machen? Warum nimmt mit einer gewissen höhern Reinheit des Charakters das Unvermögen zu, der Erde, wie man sich ausdrückt, Nutzen zu schaffen, wie es nach *Herschel* Sonnen giebt, denen

Erden fehlen? — Warum wird unsere Brust von dem langsamen Fieberfeuer einer unendlichen Liebe für einen unendlichen Gegenstand ausgetrocknet und ausgehöhlt und endlich gebrochen und nur von der Hoffnung gelindert, daſs diese **Brustkrankheit** wie eine physische einmahl die **Eisstücke** des Todes überdecken und heben? —

„Nein,“ sagte *Gione* mit einem bewegtern Auge als Tone, „es ist kein Eis, sondern ein Blitz — wenn das Herz als Opfer auf dem Altare liegt, so fällt das Feuer vom Himmel und zerlegt es, zum Beweis, daſs ihm das Opfer wohlgefallen.“ — —

Ich fuhr fort, aber alle Schlüsse waren jetzt zu Gefühlen verdichtet. Ja dann, wenn alle Wälder dieser Erde Lusthaine wären, alle Thäler Kampaner, alle Inseln selige, alle Felder elysische, und alle Augen heiter, ja dann — —

nein, und auch dann hätte der Unendliche unſerm Geiſte durch dieſe Seligkeit den Eid ihrer Dauer gethan — aber jetzt, o Gott! da ſo viele Häuſer Trauerhäuſer, ſo viele Felder Schlachtfelder, ſo viele Wangen bleich ſind, da wir vor ſo vielen welken — rothen — zerriſſenen — und geſchloſſenen Augen vorüber gehen: o! könnte jetzt die Gruft, dieſer rettende Hafen, bloſs der letzte einſchlingende Strudel ſeyn? Und wenn endlich nach tauſend, tauſend Jahren unſere Erde an der nähern Sonnengluth ausgeſtorben und jeder lebendige Laut auf ihr begraben wäre, könnte da ein unſterblicher Geiſt auf die ſtille Kugel niederſchauen, und den leeren Zeremonien- und Leichenwagen ziehen ſehen und ſagen: „drunten flieht der „Kirchhof des armen Menſchengeſchlechts „in die Krater der Sonne — auf dieſer „Brandſtätte haben einmahl viele Schatten „und Träume und Wachsgeſtalten geweint „und geblutet; aber nun ſind ſie alle

„längst zerschmolzen und verraucht — „fliehe hin in die Sonne, die auch dich „auflöset, stumme Wüste, mit deinen ein-„gesogenen Thränen und mit dem ver-„trockneten Blute!“ — Nein, der zerstochene Wurm darf sich empor krümmen gegen den Schöpfer und sagen: „du hast mich nicht zum Leiden schaffen dürfen.“

„Und wer giebt dem Wurm das Recht zu dieser Forderung?“ fragte *Karlson.*

Gione sagte sanft: „der Allgütige selber, der uns das Mitleiden giebt und der in uns allen spricht, um uns zu beruhigen, und der ja allein in uns die Ansprüche an ihn und die Hoffnungen auf ihn erschaffen hat.“

* * *

Fichte. (Die Bestimm. des Menschen, S. 335 u. ff. Berl. 1800. 8.)

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tödtendes Princip in der Natur, denn die

Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tödtet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt, und sich entwickelt. Tod und Geburt ist bloss das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anderes seyn — meiner, der ich überhaupt nicht eine blosse Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, dass die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt, die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese blosse Darstellung des innern unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten,

weil ſie ſonſt ſich ſelbſt müſste vernichten können; ſie, die bloſs für mich und um meinetwillen da iſt, und nicht iſt, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil ſie mich tödtet, muſs ſie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr ſich entwickelndes höheres Leben ſeyn, vor welchem mein gegenwärtiges verſchwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, iſt die ſichtbare Erſcheinung einer zweyten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Weſen auf der Erde, das da nun einmahl ihr Licht erblickt hätte, ſo wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren: die einzig mögliche Abſicht dieſer Natur, Vernunft darzuſtellen und zu erhalten, wäre ſchon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geſchloſſen. Aber der Akt, durch den ſie ein freyes ſelbſtſtändiges Weſen tödtet, iſt ihr feyerliches aller Vernuft kundbares Hinüberſchreiten über dieſen Akt, und über die ganze Sphäre, die ſie dadurch

beſchlieſst; die Erſcheinung des Todes iſt der Leiter, an welchem mein geiſtiges Auge zu dem neuen Leben meiner ſelbſt, und einer Natur für mich hinüber gleitet.

Jeder meines Gleichen, der aus der irdiſchen Verbindung heraus tritt, und der meinem Geiſte nicht für vernichtet gelten kann — denn er iſt meines Gleichen — zieht meinen Gedanken mit ſich hinüber; er *iſt* noch, und ihm gebührt eine Stätte. Indeſs wir hienieden um ihn trauern, ſo wie Trauer ſeyn würde, wenn ſie könnte, im dumpfen Reiche der Bewuſstloſigkeit, wenn ſich ihm ein Menſch zum Lichte der Erdenſonne entreiſst, iſt drüben Freude, daſs der Menſch zu ihrer Welt geboren wurde, ſo wie wir Erdenbürger die Unſrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einſt ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude ſeyn; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlaſſe.

Es verſchwindet vor meinem Blicke, und verſinkt die Welt, die ich noch ſo eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr ſchaue, iſt ſie doch nur der Vorhang, durch den eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem dieſe ſich entwickeln ſoll. Mein Glaube tritt hinter dieſen Vorhang, und erwärmt und belebt dieſen Keim. Er ſieht nichts Beſtimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden faſſen kann und je in der Zeit wird faſſen können.

So lebe, und ſo bin ich, und ſo bin ich unveränderlich, feſt, und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieſes Seyn iſt kein von auſsen angenommenes, es iſt mein eigenes, einiges wahres Seyn und Weſen.

* * *

Die Geschichte des Universum ist die Geschichte des Geisterreichs und die Endabsicht der ersten kann nur in der letzten erkannt werden.

Schelling. (Philosoph. u. Religion, Tübing. 1804. 8. S. 68 ff.)

Die Seele, welche sich unmittelbar auf den Leib bezieht, oder das Producirende desselben ist, unterliegt nothwendig der gleichen Nichtigkeit mit diesem: eben so auch die Seele, so fern sie das Princip des Verstandes ist, weil auch diese sich mittelbar durch die erste auf das Endliche bezieht. Das wahre Ansich oder Wesen der bloss erscheinenden Seele ist die Idee, oder der ewige Begriff von ihr, der in Gott, und welcher, ihr vereinigt, das Princip der ewigen Erkenntnisse ist. Dass nun dieses ewig ist, ist sogar nur ein identischer Satz. Das zeitliche Daseyn ändert in dem Urbilde nichts, und wie es nicht realer wird dadurch, dass das ihm entsprechende Endliche existirt, so kann es auch durch die Vernichtung

desselben nicht weniger real werden oder aufhören, real zu seyn.

Dieses Ewige der Seele aber ist nicht ewig wegen der Anfang- oder wegen der Endlosigkeit seiner Dauer, sondern es hat überhaupt kein Verhältniss zu der Zeit. Es kann daher auch nicht unsterblich heissen in dem Sinne, in welchem dieser Begriff den einer individuellen Fortdauer in sich schliesst. Denn da diese nicht ohne die Beziehung auf das Endliche und den Leib gedacht werden kann, so wäre Unsterblichkeit in diesem Sinn wahrhaft nur eine fortgesetzte Sterblichkeit und keine Befreyung, sondern eine fortwährende Gefangenschaft der Seele. Der Wunsch nach Unsterblichkeit in solcher Bedeutung stammt daher unmittelbar aus der Endlichkeit ab, und kann am wenigsten demjenigen entstehen, welcher schon jetzt bestrebt ist, die Seele so viel möglich von dem Leibe zu lösen,

d. h., nach *Socrates*, dem wahrhaft philosophirenden *).

Es ist daher Misskennen des echten Geistes der Philosophie, die Unsterblichkeit über die Ewigkeit der Seele und ihr Seyn in der Idee zu setzen, und wie uns scheint, klarer Missverstand, die Seele im Tode die Sinnlichkeit abstreifen und gleichwohl individuell fortdauern lassen.

Wenn die Verwicklung der Seele mit dem Leibe (welche eigentlich Individualität heisst) die Folge von einer Negation in der Seele selbst und eine Strafe ist, so wird die Seele nothwendig in dem Verhältniss ewig, d. h. wahrhaft unsterblich seyn, in welchem sie sich von jener Negation befreyt hat: dagegen ist es nothwendig, dass die, deren Seelen fast bloss von zeitlichen und vergänglichen Dingen erfüllt und aufgeblasen waren, in einen

*) S. die aus *Platon's Phaedo* oben angeführte Stelle.

dem Nichts ähnlichen Zuſtand übergehen, und am meiſten im wahren Sinne ſterblich ſeyen: daher ihre nothwendige und unwillkührliche Furcht vor der Vernichtung, während dagegen in denjenigen, welche ſchon hier von dem Ewigen erfüllt geweſen ſind, und den Dämon in ſich am meiſten befreyt haben, Gewiſsheit der Ewigkeit und nicht nur die Verachtung, ſondern die Liebe des Todes entſteht.

Wird aber die Endlichkeit als das wahre Poſitive, und die Verwicklung mit ihr als die wahre Realität und Exiſtenz geſetzt: ſo werden die erſten, welche ſich von ihr als einer Krankheit am meiſten zu befreyen getrachtet haben, nothwendig am wenigſten (in dieſem Sinne) unſterblich ſeyn; diejenigen hingegen, welche ſich hier auf das Riechen, Schmekken, Sehen, Fühlen und dem Aehnliches eingeſchränkt haben, werden die ihnen

erwünschte Realität ganz vollkommen geniessen, und, von Materie trunken, gleichsam am meisten, in ihrem Sinne, fortdauern.

Hat schon die erste Endlichkeit der Seele eine Beziehung auf Freyheit, und ist eine Folge der Selbstheit: so kann auch jeder künftige Zustand der Seele zu dem gegenwärtigen nur in diesem Verhältniss stehen — und *der nothwendige Begriff, durch welchen allein die Gegenwart mit der Zukunft verknüpft wird, ist der der Schuld oder der Reinheit von der Schuld.*

— Da die Selbstheit selber das Producirende des Leibes ist, so schaut jede Seele in dem Mass, in welchem sie mit jener behaftet, den gegenwärtigen Zustand verlässt, sich aufs Neue im Scheinbild an, und bestimmt sich selbst den Ort ihrer Palingenesie, indem sie entweder in den höheren Sphären und auf bessern Sternen ein zweytes weniger der Materie unter-

geordnetes Leben beginnt, oder an noch tiefere Orte verstoſsen wird: so wie, wenn sie im vorhergehenden Zustande ganz von dem Idol sich gelöst und alles, was bloſs auf den Leib sich bezieht, von sich abgesondert hat, sie unmittelbar in das Geschlecht der Ideen zurück kehrt und rein für sich, ohne eine andere Seite, in der Intellectualwelt ewig lebt.

* * *

Hölderlin. (Hyper. Bd. II. S. 102 ff.)

Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftiges Machwerk, die der Noth nur dienen, und den Genius verschmähen, und dich nicht ehren, kindliches Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten. Ihr Joch ist ihre Welt geworden; Besseres, als ihren Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheuen die Götterfreyheit, die der Tod uns giebt.

Ich aber nicht! ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menschen-

hände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade so groſs? —

Ich werde ſeyn. Wie ſollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein iſt, die Naturen Alle zuſammenhält? wie ſollt' ich ſcheiden aus dem Bunde, der die Weſen alle verknüpſt? Der bricht ſo leicht nicht, wie die loſen Bande dieſer Zeit. Der iſt nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zuſammen läuft und lärmt und aus einander geht. Nein! bey dem Geiſte, der uns einiget, bey dem Gottesgeiſte, der Jedem eigen iſt, und Allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur iſt Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu ſeyn, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir ſterben, um zu leben.

Ich werde seyn; ich frage nicht, was ich werde. Zu seyn, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist sich Alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es giebt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben um einander die Naturen, wie Liebende; sie haben Alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.

Beständigkeit haben die Sterne gewählt, in stiller Lebensfülle wallen sie stets und kennen das Alter nicht. Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die grossen Akkorde der Freude. Wie Harfenspieler um die Thronen der Aeltesten, leben wir, selbst göttlich, um die stillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den seligen Ernst des Sonnengottes und der andern.

Sieh auf in die Welt! Ist sie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbniſs feyert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige mit sich geführt? und wir, wir sind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Gesang, in wechselnden Gestalten und Tönen den majestätischen Zug geleiten.

Nun laſs mich schweigen. Mehr zu sagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. —

* * *

Ich nahm mit heiſser Hand *Karlssons* seine und sah ihm mit nassen Augen in sein männlich-schönes Angesicht und sagte: „o *Karlsson*, auf welche blühende groſse Welt werfen Sie einen unermeſslichen Leichenstein, den keine Zeit abwälzt!

Jean Paul Fr. *Richter*. (Das Kampan. Thal, S. 133 u. ff.)

Sind zwey Schwierigkeiten *), die ſich noch dazu nur auf eine nothwendige Unwiſſenheit des Menſchen gründen, hinreichend, einen Glauben zu überwältigen, der tauſend gröſsere Schwierigkeiten allein auflöſet, ohne den unſere Exiſtenz ohne Ziel, unſere Schmerzen ohne Erklärung und die göttliche Dreyeinigkeit in unſerer Bruſt *(der Dreyklang der Tugend, Wahrheit und Schönheit)* drey Plagegöttinnen und drey fürchterliche Widerſprüche bleiben? — Vom geſtaltloſen Erdwurm bis zum ſtrahlenden Menſchenangeſicht, vom chaotiſchen Volke des erſten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der erſten Krümmung des unſichtbaren Herzens bis zu ſeinem vollen kühnen Schlag im Jünglinge, geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menſchen (den Säugling des äuſsern) führt und nährt, ihn gehen und

*) Nämlich die Unwiſſenheit über unſere Verbindung mit dem Körper, und die über die Verbindung mit der zweyten Welt.

ſprechen lehrt und ihn erzieht und verſchönert — und warum? damit, wenn er als ein ſchöner Halbgott ſogar mitten in den Ruinen ſeines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben ſteht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerſchlage? Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinſte Tropfenfall unermeſsliche Kreiſe wirft, auf dieſem hat ein lebenslanges Steigen des Geiſtes und ein lebenslanges Fallen deſſelben einerley Folge, nämlich das Ende der Folgen, die Vernichtung? Und da mit unſerm Geiſte nach demſelben Grunde auch die Geiſter aller andern Welten fallen und ſterben müſſen, und nichts auf der von dem Leichenſchleier und der Trauerſchleppe überhüllten Unermeſslichkeit übrig bleibt, als der ewig ſäende und niemahls erntende einſame Weltgeiſt, der eine Ewigkeit die andere betrauern ſieht: ſo iſt im ganzen geiſtigen All kein Ziel und Zweck, weil der in ein Uni-

versum aus succedirenden oder successiven Ephemeren in eine unsterbliche Legion aus Sterbenden zertheilte und zertragene Zweck der Entwickelung ja keiner für die verschwundenen Ephemeren, höchstens für die letzte wäre, die nie kommen kann. —

Und alle, alle diese Widersprüche und Räthsel, wodurch nicht bloss alle Wohllaute, sondern alle Saiten der Schöpfung zerrissen werden, müssen Sie annehmen, bloss weil sich zwey Schwierigkeiten, die unsere Vergänglichkeit eben so wenig auflöset, vor Sie stellen . . . Geliebter *Karlsson*, in diese Harmonie der Sphären nicht über, sondern neben uns, wollen Sie Ihren ewig schreienden Misston bringen! Sehen Sie, wie sanft und gerührt der Tag geht, wie erhaben die Nacht kommt — O, dachten Sie nicht daran, dass unser Geist glänzend einmahl eben so aus der Grube voll Asche steigen

werde, da Sie einmahl den milden und lichten Mond groſs aus dem Krater des Veſuvs aufgehen ſahen? . . .

* * *

Ein Geſchlecht von Zugvögeln, das, auf dieſer tief im Blau des Aethers rollenden Weltkugel, einen kleinen Aufenthalt macht, und darauf ſeine Reiſe, wohin es ein himmliſcher Inſtinct führt, zu andern Ufern, ſchönern Gefilden, beſſern Firmamenten, weiter, immer weiter, fortſetzt: dieſs ſind wir — dieſs iſt unſre Beſtimmung! Wir ſtehen auf den höchſten Gipfeln der Berge, auf dem Montblanc, auf dem Teneriff, auf dem Chimboraſſo — und: „weiter! weiter!" ruft eine mit unſerem geheimſten Sehnen ſtill einverſtandene Stimme, nach jenſeits, wo der Sirius glüht, und wo des Hesperus ſtille Kerze ſich anzündet! Dieſe Weltordnung — was ſie mir auflegt —

Falk. (Taſchenbuch etc. oder Neueſte kl. Schriften, Weim. 1803. S. 155 u. f.)

je heftiger der Widerſpruch zwiſchen ihr und dem Gebot in meinem Innern iſt — ſie kann, ſie darf nicht die letzte ſeyn! Dieſer kleine Abend im Thal des Lebens — früh oder ſpät wird auch er ſeinen Morgen finden, und ein reines, unverletztes Bewuſstſeyn iſt Alles, was ich von hier aus dieſer Schattenwelt in eine ſchönere, beſſere Weltordnung hinüber nehme! So geh' ich, mit einem verſiegelten Brief, von Station zu Station — mir ſelbſt ein Räthſel; aber feſt entſchloſſen, ihn nirgend, als an die Behörde abzugeben!

* * *

Der Verf. von Diya-Na-Sore (Mayer). (Th. V. Lpz. 1800. 8. S. 544 f.)

— Der groſse Menſch vollendet durch ſein Andenken, was ſeine Gegenwart nicht vollbrachte; Wohlthat flieſst in unerſchöpflicher Fülle aus ſeinem Daſeyn. Und ſo, meine Freunde, liegt der Wunſch nach Gröſse in der Nähe eines Grabes, an dem der Geiſt zu ſeiner eigenen Verewigung ſich aufſchwingt. *Lebt wie*

Männer, und ſterbt wie ſie; ſo habt ihr das edelſte Loos erreicht, das Menſchen erreichen können. So folgt, wenn das Werk eurer Gröſse längſt dahin iſt, nach Jahrtauſenden euch noch die Thräne einer edlen Seele, die bey der Entartung eines fernern Geſchlechts eure Tugenden ſich wünſcht, um eure Thaten mit glückli-cherm Erfolge zu wiederholen.

Die Stille des Andenkens ſchlägt warm und hell wie Sonnenſchein um der Ed-len Grab. Wenn zwey Wanderer am hohen Mittag ſich begegnen, und die Erinnerung ihrer Heimat im einſamen Schimmer ſich erneut, wenn die Blume am Abhang das Bild der Verlaſſenen, wenn das Rauſchen des Laubes der Kla-geton der ſcheidenden Liebe wird; dann ſinkt auf leiſer Ahndung die Hülle der Zukunft. Unterm fliehenden Lichte bricht ſich der Abend, und die Nacht iſt vor-handen, ehe der Tag noch gezählt war.

Der verlorne Laut iſt jetzt dein einziger Gefährte, o Wanderer! ſo ſinkt auch die Zeit. Die That iſt verloſchen, und der Nahme nur ein leiſes Gefühl im Herzen des Guten.

* * *

Matthiſſon. (Die Vollendung. Ged. 3te Aufl. S. 121.)

Wenn ich einſt das Ziel errungen habe,
In den Lichtgefilden jener Welt,
Heil der Thräne dann an meinem Grabe,
Die auf hingeſtreute Roſen fällt.

Sehnſuchtsvoll mit hoher Ahndungswonne,
Ruhig, wie der mondbeglänzte Hain,
Lächelnd, wie beym Niedergang die Sonne,
Harr' ich, göttliche Vollendung, dein!

Eil', o eile, mich empor zu flügeln,
Wo ſich unter mir die Welten drehn,
Wo im Lebensquell ſich Palmen ſpiegeln,
Wo die Liebenden ſich wiederſehn.

Sklavenketten ſind der Erde Leiden;
Oefters, ach! zerreiſst ſie nur der Tod!
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden,
Die ein Weſthauch zu entblättern droht.

* * *

Ins ſtille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt ſich uns der Abendhimmel trüber!
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit ſanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber,
Ins ſtille Land?

Salis. (Lied — in *Jacobis* Iris v. 1805. S. 338 f. Zürich, 12.)

Ins ſtille Land!
Zu euch, ihr freyen Räume,
Für die Veredlung! zarte Morgenträume
Der ſchönen Seelen! künft'gen Daſeyns Pfand.

Wer treu des Lebens Kampf beſtand,
Trägt ſeiner Hoffnung Keime
Ins ſtille Land.

Ach, Land! ach, Land!
Für alle Sturmbedrohten.
Der mildeſte von unſers Schickſals Boten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit ſanfter Hand
Ins Land der groſsen Todten,
Ins ſtille Land.

* * *

Schiller. (Das Reich der Formen, in ſeinen Gedicht. I. Th. Leipzig, 1800. 8. S. 268 f.)

— In den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne flieſst hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der *Iris* Farbenfeuer

Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düſtern
Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einſt *Alcid* des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den
Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttinn Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaſsten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt.

Bis der Gott, des Irdiſchen ent-
kleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Flieſst er aufwärts, und des *Erdenlebens*

Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in *Chronions* Saal,
Und die Göttinn mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

* * *

Matthiſſon. (Elyſium, Gedicht. 3te Aufl. S. 34 u. ff.)

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Roſe, träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwiſchen Silberblüthen reift:
Den ein roſenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleuſst,
Der den Klageton verſchmähter
Zärtlichkeit verſtummen heiſst!

Freudig ſchaudernd in der Fülle
Hoher Götterſeligkeit,
Grüſst, entflohn der Erdenhülle,
Pſyche, deine Dunkelheit;

Wonne! wo kein Nebelſchleier
Ihres Urſtoffs Reine trübt,
Wo ſie geiſtiger und freyer
Den entbundnen Fittig übt!

Ha! ſchon eilt auf Roſenwegen,
In verklärter Lichtgeſtalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt ſich magiſch hingezogen,
Wie von leiſer Geiſterhand;
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand!

Kniet voll ſüſser Ahndung nieder,
Schöpfet; und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menſchheit Jammer ſtillt;
Wie auf ſanfter Meeresfläche
Die entwölkte *Luna* ſchwimmt,
Oder im Kryſtall der Bäche
Hespers goldne Fackel glimmt.

Psyche trinkt, und nicht vergebens,
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab!
Glänzender, auf kühnern Flügeln,
Schwebt sie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch ein feierliches Schweigen!
Leise nur, wie *Zephyrs* Hauch,
Säuselt's in den Lorbeerzweigen,
Bebt's im Amaranthenstrauch!
So in heil'ger Stille ruhten
Luft und Wogen, also schwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene stieg.

Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! dieses Zauberlicht
Flammte selbst im Lenze nimmer
Von *Aurorens* Angesicht.

Sieh, des glatten Epheus Ranken
 Tauchen ſich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
 Funkeln, wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
 Als die keuſche *Cynthia*
Hoch vom ſtolzen Drachenwagen
 Den geliebten Schläſer ſah;
Als die Fluren ſich verſchönten,
 Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodien tönten:
 Seliger *Endymion!*

* * *

Ich kenne kein anderes Mittel, mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken zu können, als das Geheimniſs des alten *Sokrates*, *das Bewuſstſeyn eines wohlgeführten Lebens*. — Das Bewuſstſeyn, daſs man nie Böſes, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, ſetzt das Gemüth, vornehmlich in den

Wieland. (*Euthanaſia*, Sämmtl. Werke, Bd. 37. S. 262 f. Leipz. 1805.)

letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verſpricht, nennen möchte. Wer ſich in dieſen Augenblicken Gutes bewuſst iſt, traut der ganzen Natur Gutes zu, iſt ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelaſſen und getroſt, was da kommen wird. Eine ſolche Seele ſenkt ſich, wie ein Kind in den Buſen der Mutter, mit voller Zuverſicht in den Schoos des Unendlichen, und ſchlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin ſie nie wieder erwachen wird. Dieſs iſt, nach meiner Ueberzeugung, im reinſten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen *Euthanaſia* nannten, die ſchönſte und beſte Art zu ſterben; und da ſie von einer Bedingung abhängt, die immer in unſrer Gewalt iſt, warum ſollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? —

* * *

O du, des Thoren Qual und Spott,
Idee von einem zweyten Leben,
Dich konnte nur ein Gott uns geben,
Denn dich verwirklicht nur ein Gott.
Du deckſt, gleich einem Demantſchilde,
Des Dulders Bruſt; ein heitrer Blick
In der Unſterblichkeit Gefilde
Verſöhnet ihn mit dem Geſchick.
Nicht um des Todes grauſem Bilde
Zu trotzen, beym Jehovah! nein!
Nein, um ſein Leben zu ertragen,
Bedarf der Sohn des Staubes dein.
O, hütet euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entſchwunden ſeyn.
Auch, wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müſstet ihr durch keine Zähre
Des Freygelaſsnen Grab entweihn.
Doch, gleich dem holden Morgenſterne,
Winkt uns aus heilig dunkler Ferne
Der neuen Freyſtadt Wiederſchein.
Nach ihr erhebet eure Blicke,
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,

Pfeffel. (An die Nachwelt, im Taſchenb. f. Damen auf d. J. 1805. S. 232. Tüb. 12.)

Wenn mich der Vater der Geſchicke
Von hinnen ruft. Ein ſanfter Druck
Der Hand, die oft ans Herz euch preſste,
Liebkoſe meine kalten Reſte;
Und wollt ihr meinen Tod begehn,
So weiht den Tag zum Freudenfeſte,
Und widmet es dem Wiederſehn.
Nur ſucht mich nicht in meinem Grabe;
Nein, mein Gedächtniſstempel ſey
Die Halle, wo ich ſorgenfrey
Mich oft mit euch gefreuet habe;
Hier feiert, den *Agapen* gleich,
Ein heitres Bundesmahl im Stillen,
Und leſ't des Vaters letzten Willen:
Seyd tugendhaft und liebet euch!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wyttenbach, Johann Hugo,

Tod und Zukunft

Leipzig 1806

P.o.germ. 1649
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123809-3